

**Bochumer Arbeitsgruppe
für
Sozialen Konstruktivismus
und
Wirklichkeitsprüfung**
(in Zusammenarbeit mit der
Arbeitsgruppe für Kulturphysiognomik
und dem
Zentrum für Mythographie)

Arbeitspapier Nr. 13

1. Fassung: Januar 1997

PDF-Version: April 2000

Theorie und Praxis

Inhaltsverzeichnis

Prolog	4
Teil I: Theorie und Praxis – Eine Einführung	6
1 Wo sind wir hier?	6
1.1 Wider Theorien, die so tun, als wäre alles einfach.	8
1.2 Wider Theorien, die so tun, als wäre die Welt genau so, wie sie es sagen.	9
1.3 Wider Theorien, die auf tranig-traurige Weise theatralisch sind.	9
1.4 Wider Theorien, die offensichtlicher Unsinn sind.	10
2 Historische Vignetten	10
2.1 Ein Blick zurück	10
2.2 Bemerkungen zur Psychologie nach 1945	13
2.3 Zur Psychologie Heute	15
Teil II: Theorie und Praxis – Eine Wirklichkeitsprüfung	17
3 Standardskripte	17
3.1 Allgemeine Sprüche	17
3.2 Allgemeine Antinomien	17
3.3 Wertende Antinomien	18
4 Standardpositionen	19
4.1 SpalterInnen	19
4.2 Differenztolerante	20
4.3 ÜberläuferInnen	20
4.4 Wendehälse	21
4.5 LeerstellenbewohnerInnen	21
4.6 IntegrationistInnen	22
5 Standardsituationen I: Praxis bremst Theorie	22
5.1 „Wir sind eigentlich alle ganz nett hier“	23
5.1.1 Erstes Stadium: „Herzlich Willkommen!“	23
5.1.2 Zweites Stadium: „Bei uns läuft das so!“	24
5.1.3 Drittes Stadium: „Das haben wir schon immer so gemacht!“	25
5.1.4 Viertes Stadium: „Deine Theorien kannst du dir hier abschminken!“	26
5.1.5 Fünftes Stadium: „Und Tschüs!“	27
5.2 „Es spricht zu uns: Frau Dr. Wildforst!“	27
5.2.1 Sich mit Bescheidenheit den Ansprüchen einer Theorie entziehen	28
5.2.2 Mangelnde Praxisnähe vorwerfen	28
5.2.3 Den Wert von Theorien an sich anzweifeln	29
5.2.4 Zeigen, daß das alles nichts Neues ist	29
5.2.5 Die Theoretikerin persönlich angreifen	29
5.2.6 Finales Fallenstellen	29

5.3	„Was studierst Du?!“	30
5.3.1	Das Studium als Selbstverschwendung	30
5.3.2	Das Studium als Verschwendung öffentlicher Mittel	30
5.3.3	Das Studium als Luxusartikel	31
5.4	„Da draußen ist der Bär los!“	32
6	Standardsituationen II: Theorie bremst Praxis – oder nicht?	32
6.1	Die als Heilmittel deklarierte Theorie wird als Beruhigungsmittel für die geliebte Praxis genutzt	33
6.2	Die Praxis beschuldigt die als Heilmittel deklarierte Theorie, von ihr betäubt worden zu sein	34
6.3	Die als Heilmittel deklarierte Theorie wird als Gift gegen die gehaßte Praxis genutzt	34
6.4	Die Opfer einer Praxis beschuldigen die als Heilmittel deklarierte Theorie, giftig zu wirken	34
Teil III: Theorie, <i>Empirie</i>, Praxis – Eine Exkursion		36
7	Ein Besuch im Elfenbeinturm	36
7.1	Erdgeschoß: Im Anfang war das Wort!	36
7.2	Erster Stock: Von der Theorie zur Empirie und zurück!	37
7.3	Zweiter Stock: Von der Theorie über die Empirie zur Praxis!	38
7.4	Dritter Stock: Praxis!	38
8	Lektüre	39
8.1	Aus einem zeitlosen Lexikon	39
8.2	Methodolatrie	40
8.3	Sir Karl Poppers Kritischer Rationalismus	41
8.3.1	Was will er denn?	41
8.3.2	Ein Kommentar von Theo Herrmann	43
8.3.3	Ein Kommentar von Klaus Foppa	44
8.3.4	Ein Kommentar von Hans Westmeyer	45
8.3.5	Unser Schlußwort zum Kritischen Rationalismus	45
8.4	Das Scientist-Practitioner-Modell	46
8.5	Hochglanz und Erschöpfung	48
9	Resümee beim Diner	48
Teil IV: Theorie und Praxis – Ein Modell		50
10	Unser Irritationsmodell	50
Epilog		53
Literatur		55

Prolog

Athen, Griechenland, vor langer Zeit. Ein Donnerstag-Vormittag im Spätherbst. Vor den Stufen, die zur städtischen Leihbücherei hinaufführen, treffen sich die beiden ungleichen Brüder Prometheus und Epimetheus. Epimetheus trägt ein Bündel Schriftrollen unter dem Arm, Prometheus hat irgendetwas in der Hand. Dieser, dessen Name „Vorbedacht“ bedeutet, ist für seine listigen Taten, seinen Hang zur Praxis bekannt. Jener, dessen Name „Nachbedacht“ bedeutet, wird mit gründlichem Denken und seinem Hang zur Theorie in Verbindung gebracht.

Epimetheus: O, beherzter Bruder, du! Sei begrüßt, unsterblicher Titan. Heimgefunden hast du, wie ich sehe, aus den Ebenen Böotiens. Doch sage mir, was trägst du da in deiner starken Hand?

Prometheus: Das ist Ton.

Epimetheus: So, Ton. Nun, Bruder, sage mir: Welchen Zweckes wegen schleppst du denn nun solcherlei herbei?

Prometheus: Daraus mach ich Menschen!

Epimetheus: Beim Zeus, was hast du vor? Menschen! Aus diesem Matsch da willst du Menschen machen? Bedenke, Bruder, die Gröblichkeit des irdenen Gemenges. Du wirst dir Hand und Kleid beflecken, faßt du das da an.

Prometheus: Ein solches Beflecken ist ohne Schrecken für den, der schafft und schöpft. Es wird die Schmutzigkeit zur Zierde jeder Tätigkeit, der man sich mit Munterkeit verschreibt!

Epimetheus: (*ergriffen*) Bevor du dich verschreibst, bedenke! Um der Götter Geruhsamkeit willen: Bedenke erst die Folgen doch, der Taten, die du planst.

Prometheus: Was gibt es da zu denken? Der Plan steht fest: Mit meiner Hände Kräfte will ich Menschen kneten!

Epimetheus: Beim Olymp, bist du von Sinnen?

Prometheus: Der Ton ist ein Geschenk der Götter. Ich werde ihn fassen und formen und solange kneten, bis er aus dem Staube sich von selbst erhebt und froh und frei nach Menschenart von dannen macht.

Epimetheus: Beim Zeus, was für ein Leichtsin!

Prometheus: Ach, was du Leichtsin heißt, ist Lust am muntren Leben, (*lachend*) denke nur, überall werden Menschen herumgehen!

Epimetheus: (*entsetzt*) O tausendfältiger Tumult, ich wahn dich in der Nähe! Was bist du nur so unbedacht, Bruder! Klymene, unsere Mutter, würde vor Schreck erstarren und dir angewurzelt wie der Olivenbaum gegenüberstehen, wenn sie hörte, wie du ohne Zaum und Zügel deine Zunge führst! Wo, Bruder, ist das Kleid des Denkens, das dein Handeln keusch umhüllen soll?

Prometheus: Das Denken, das Denken! Ein Luxus ist das, den ich nicht erschwingen kann. Bis ich alles bedacht habe, ist der Ton längst hart und trocken.

Epimetheus: Einen Luxus nennst du den göttlichen Funken? Pfui, Bruder. Du willst Titanenkind heißen sein? Nur der Flug des Gedankens feigt dich vor der Gefahr der fraglosen Tat! So sammle dich und sinne!

Prometheus: (*entnervt*) Immer nur willst in den dünnen, ermüdenden Lüften der höchsten Sphären verkehren. Sieh dich an! Womit nährt dich denn die wohlbedachte Theorie? Mit trockenen, verdorrten Wörtern. Ich aber wandle festen Fußes auf dem fruchtbaren Boden der Tat, ich schaffe Leben, ich setze Bewegung in die Welt, ich...

Epimetheus: Halt ein! Am Rande jeder unbedachten Handlung keimt das Chaos schon. Es wird uns überwuchern, wenn du es versäumst, die wilden Triebe deiner Taten mit der Klinge der Vernunft zurückzuschneiden. Umsicht, Weitsicht, Übersicht: Das seien die drei Nymphen, die deinen Wagen ziehen! Was ist denn, wenn dein Mensch dir nicht gelingt? Wer fängt ihn wieder ein, falls er sich schädlich zeigt? Und wer behebt die Schäden?

Wer hegt ihn und pflegt ihn und paßt auf ihn auf? Wovon soll er zehren und was soll ihn ernähren? Ach Bruderherz, wie eng ist deine Stirn, wie kurz ist deine Sicht! Siehst du denn die Ränder deines Tellers nicht?

Prometheus: (*verduzt*) Welcher Teller?

Epimetheus: Das ist bloß ein Sprichwort.

Prometheus: (*beleidigt*) Immer diese Wortspiele! Immer singet deine Stimme, doch was tut deine Hand? Passiv bist du Bruder, und auch noch arrogant! Hier (*hält Epimetheus einen Klumpen Ton vors Gesicht*) zählt die Tat!

Epimetheus: (*läßt vor Schreck seine Schriftrollen fallen*) Chaos! Ich seh die Tür zum Chaos schon weit offen stehen! Du lieferst dich den Umständen aus, mein Lieber. O, der hungrige Hund des Sachzwangs leckt dir schon die Hand!

Prometheus: Ach was. Sachzwang. Der Zweck heiligt die Mittel.

Epimetheus: Du legst dich selbst in Ketten, mit deinem Leichtsinne, das sag ich dir. Warum beläßt du deinen Menschen nicht in der Abstraktion, im Raume reinen Geistes? Muß denn jeder wunderliche Einfall gleich verwirklicht werden?

Prometheus: Du magst dich mit Hirngespinnsten begnügen. Ich dagegen werde mich an Taten laben. Wenn nicht ich den Menschen knete, knetet ihn ein anderer.

Epimetheus: (*zu sich selbst*) Kneten oder nicht Kneten, das ist hier die Frage. Was ist das Edlere, im Geist zu dulden Wort und Tat des rasenden Bruders, – oder sich waffnen, den Ton zu Vasen formen, und so ihn bremsen?

(*beide ab*)

Teil I: Theorie und Praxis – Eine Einführung

Geneigte Leserin, geneigter Leser: In diesem Teil des vor Ihnen liegenden Arbeitspapiers möchten wir Sie behutsam an das Thema „Theorie und Praxis“ heranführen und dabei einige der im 4. Kapitel unseres Arbeitspapiers Nr. 10 skizzierten Forderungen an eine sozial-konstruktivistische Forschungspraxis einlösen. So werden wir im 1. Kapitel aus unserer Sicht zum einen den mit allerlei kulturphysiognomischen Kleinigkeiten ausgeschmückten kulturhistorischen Off, die Kulturepoche, das Zeitalter skizzieren, in dem dieses Papier entstanden ist. Und zum anderen werden wir gleich zu Beginn unseren Standpunkt in dieser uralten Theorie-Praxis-Debatte deutlich machen, indem wir uns zu einer unbedingten Attacke gegen die schiere Praxis hinreißen lassen, um uns dann auf die Seite eines mit „Denken“, „Besinnung“, „Reflexion“ und „Intellektualität“ konnotierten Theoriebegriffs zu stellen. Allerdings machen wir auch klar, welche Arten von Theorien wir überhaupt nicht mögen. Damit ist die Bühne für die Hauptdarstellerinnen Theorie und Praxis bereitet. Die Requisiten sind vorhanden. Doch bevor der Vorhang aufgeht, treten wir im 2. Kapitel einen Schritt zurück und schauen nicht nur auf die allgemeine Geschichte des unzertrennlichen Begriffspaares Theorie und Praxis, sondern auch auf die jüngere Geschichte der Psychologie und ihr wandlungsfreudiges Verhältnis zu Theorie und Praxis.

1 Wo sind wir hier?

Der König ist tot, es lebe der König! Die Moderne ist tot, es lebe die Postmoderne! Lebt sie, sollte sie leben? Zumindest hat sie begonnen. Deswegen haben wir in unserem von der Fachwelt so wohlwollend aufgenommenen Arbeitspapier Nr. 11 einen langen Blick auf diese kulturelle Unausweichlichkeit geworfen und verschiedene positive Entwicklungen und Veränderungen skizziert, die mit der Postmoderne einhergehen. In diesem Arbeitspapier wollen wir nun wieder einen Blick auf unsere Kulturepoche werfen, dabei möchten wir aber zur Abwechslung auf andere Prozesse und Entwicklungen fokussieren, um so klarzumachen, warum wir dieses Papier geschrieben haben. Fangen wir noch einmal an:

Geneigter Leser, geneigte Leserin: Die Postmoderne hat begonnen – böse Zungen sprechen von der Deppendämmerung. Die Verlautbarung und Kundgebung von Desinteresse, von erheblicher Minderbildung, von Gedankenlosigkeit bis hin zu manifestem Schwachsinn ist eine zeitgeistgemäße Attitüde geworden, derer sich niemand mehr schämen muß, im Gegenteil: Wer richtig schön deppert daherplappern und dazu ein kameragerechtes Grinsegesicht machen kann, darf sofort in einer Talkshow auftreten und zum Symptom einer Zeitkrankheit werden, die wir „Morbus Unmittelbarkeit“ nennen wollen. Der finale Spaßkapitalismus feiert die unbedacht hingegenommene Unmittelbarkeit der Dinge, die schrille Unrast des Alltäglichen, die Enlastung von Sinn und Verstand; das Nachdenken ist in Verruf geraten. Denn Mitte der achtziger Jahre wählte das deutsche Volk aus seiner Mitte heraus eine Lebensform zu ihrem Oberhaupt, die sich durch einen unverstellten, von quälendem Denkvermögen befreiten Weltzugang, eine unerschütterliche Form unmittelbaren Gewißseins, einen von allem Zweifel befreiten Willen zu mehr desselben auszeichnet. Ein Lebewesen, daß schon durch seine schiere Erscheinung im Stande ist, das Denken, das Zagen, das grüblerische Sichbesinnen zu uninteressanten Nebenrollen in der großen kapitalistischen Tragödie werden zu lassen, in deren Verlaufe der Ausverkauf des Denkens wahrscheinlicher scheint als je zuvor: DenkerInnen haben nicht mehr viel zu melden im Drama des Marktes, das einstige Land der Dichter und Denker darf sich auf seine totale Entgeisterung gefaßt machen.

„Ist es echt so schlimm?“ mögen manche geneigte LeserInnen nun dazwischenrufen wollen. „Schlimm genug“, finden wir. In den letzten zehn, fünfzehn Jahren hat sich einiges verändert im Verhältnis von Denken und Handeln. Diese Veränderungen sind in unseren Augen hauptsächlich zu Lasten des Denkens gegangen. Deshalb haben wir angefangen, uns darüber Gedanken zu machen, daß das von TheoretikerInnen der Postmoderne skizzierte „Ende der großen Entwürfe“, die „Apathie in der

Theorie“ sich durchzusetzen scheint, nicht zuletzt durch die Begeisterung, die ein „theoriefreies“ Herumwuseln bei PraktikerInnen auslöst. Seit wir gemerkt haben, daß das Denken im postmodernen Diskurs schlecht behandelt wird und bereits angeschlagen und kränkelnd darniederliegt, haben wir unsere Stirnen in sorgenvolle Falten gelegt und darüber nachgesonnen, woher das wohl kommen mag, und wohin es führen könnte.

Wir identifizieren die von der Verwüstung bedrohten Landstriche des Denkens als Gegenden des Theoretischen. „Theorie“ ist für uns mit Reflexion konnotiert, mit Überlegung, mit Kritik, mit Besinnung. Es mag auch besinnungslose Theorien, es mag auch viele denkbeschränkte TheoretikerInnen geben, zu geben. Doch wenn das Denken eine Heimat hat, dann in der Domäne des Theoretischen. Wir fühlen uns wohl dort. Nach der „geistig-moralischen Wende“ Anfang der 80er Jahre hat sich die „öffentliche Meinung“ gegenüber Theorien deutlich gewandelt. Zuvor wurden Theorien eher romantisch gesehen, verklärt. Heute leiden jene Theorien und TheoretikerInnen, die vom Selbstverständnis her eher „zweckfrei“ verstanden werden wollen, darunter, daß schiere Intellektualität auf diesem Niveau in einem perfid-pragmatistischen Klima auf dem absteigenden Ast ist und immer weiter zunehmend von den geistigen Nullösungen unserer großen Zeit öffentlich diskreditiert und der „Nutzlosigkeit“ und „Irrelevanz“ bezichtigt werden. Praxis ist angesagt. In jüngster Zeit wird „Theorie“ eher postmodern, also ablehnend oder gar nicht gesehen. Sie ist einfach zu trocken. Weil Theorien Botschaften sind, die mit einem marmornen Ernst daherkommen, und alles Ernsthafte, Ernstliche in der Postmoderne zunehmend lächerlich wird, werden auch Theorien lächerlich. Denken ist anstrengend und witzlos. Gefragt sind Events, Action, Fun. Die postmoderne Botschaft lautet schlicht: „Nichts ist bedenklich!“

Bedingt durch den Ort unseres Wirkens und Werkens, einer umfangreichen Universität, sind uns naturgemäß zunächst jene Veränderungen aufgefallen, die nach 15 Jahren konservativ-geistiger Erschlaffung über jene Gefilde und Gehege hereingebrochen sind, die traditionsgemäß mit „der Theorie“ assoziiert werden: Die Wissenschaften, genauer die Geisteswissenschaften. Im Diskurs der Studierenden, so schwant uns, wird heute mit „Theorien“ nicht gerade zimperlich umgegangen. Praxis ist angesagt, auch hier. Die Studierenden sind „pragmatisch“, sie wollen ein Handwerk lernen, eine Berufsausbildung absolvieren, wollen vorbereitet werden auf die Welt der Erwerbstätigkeit. Sie hadern nicht mehr mit dem Kapital. Sie suchen keine Berufung, nicht einmal einen Beruf, sie suchen Jobs. In einer Zeit mangelnder Vollbeschäftigung und zunehmender Akademiker-Arbeitslosigkeit geht es darum, „auf dem Arbeitsmarkt“ gefragt zu sein. Persönliche Interessen, fachliche Neigungen, „innere“ Beweggründe für ein Studienfach werden abgelöst von ökonomischen Erwägungen. Glücklich ist, wer Interessen und „Marktchancen“ in Einklang bringen kann. Diejenigen, denen das nicht gelingt, kleiden sich in programmatisches Desinteresse und fraglose Anpassung: Die Inhalte des Studiums berühren sie nicht sonderlich, sie „ziehen das durch“ und sehen zu, daß sie wenigstens ein paar marktfähige Fertigkeiten erlernen. Die Universität als Fachschule, also als Windkanal des Kapitals.

In der neuen, sagen wir mal „postmodernen“ StudentInnengeneration wird sichtbar, was unter anderem in der sogenannten Oberstufen-Reform eine formale Regelung fand: Maximale Individualisierung als Struktur, maximale Konkurrenz als Energie, freie Wahl der Abiturfächer, Punktesystem. Selbst die Eltern haben inzwischen begriffen, daß LehrerInnen keine Bildung, sondern Marktchancen an ihre Kinder zu vergeben haben. So klopfen sie den LehrerInnen auf die Finger, sobald diese sich in nonkonformem oder nutzlosem Theoretisieren ergehen. Aus ihren Kindern soll schließlich was werden. Die Privatschule wird wiederaufleben.

Der Wirtschaftswissenschaftler, in den siebziger Jahren noch Klassenfeind und Widersacher einer sich selbst als antikapitalistisch und praxophob gerierenden Intellektualität, wird nun zum Modell des cleveren Akademikers schlechthin: Ihn befriedigt die Knete, der Erfolg, der Sieg über die Konkurrenz. Der Kontostand wird zur zentralen Persönlichkeitsvariable. Der Ökonom, neben dem Juristen die Allzweckwaffe von Staat und Kapital, der stets zweifellose und hörige Dienstbote der Macht, ist zum positiv konnotierten Modell einer zur Käuflichkeit erzogenen Jugend geworden, zum glorifizierten Repräsentanten der Praxis – des Erfolgs. Die Konkurrenz von Individuum und Gesellschaft ist nun

unhinterfragte Prämisse, es geht darum, „die Nase vorn zu haben“, „vom Markt her zu denken“ und alle dabei anfallenden Kosten auf die Gesellschaft, also auf niemanden umzulegen. Kommt ein jemand daher und auf die Idee, von Humanismus, von Solidarität, von Gerechtigkeit oder gar Moral zu reden, so kann er sicher sein, krachend verlacht zu werden. „Gesellschaft“ ist gleichbedeutend mit „Schlachtfeld“. Welche empfindliche Theorie vermöchte es, in einem derart ätzenden Milieu zu überleben?

Was die siebziger Jahre soziologisch vorbereiteten und die achtziger Jahre psychologisch etablierten, findet in den neunziger Jahren nun auch ein technologisches Korrelat und damit seine Verwirklichung in der gegenständlichen Welt: Das (post)moderne Individuum, das ist der „Anwender“, der Nutzer und Nutznießer der Computerwelt, der Mensch mit seiner ganz eigenen, ganz unmittelbaren, interaktiven Benutzeroberfläche. Was kann der? Bedienen. Den Computer, sich selbst, das Kapital. Er braucht keine Zusammenhänge, er braucht nicht zu wissen, was er tut, braucht sich nicht zu rechtfertigen. Der (post)moderne Mensch muß sich in der Welt der beziehungslos nebeneinanderstehenden Details nur einigermaßen zurechtfinden, er muß wissen, wie man oder frau etwas macht, nicht *warum*. Genauer: Er muß als Endverbraucher nur noch eine kapitalistische Endstelle (etwa einen Geldautomaten, einen Computer, ein Faxgerät oder ein Handy) bedienen können und sich davon bedienen lassen. Das reicht.

Bei der praktischen Handhabung der schließlich verbleibenden kapitalistischen Terminals sollte, nein muß man oder frau auch noch Spaß haben. Zum Spaß haben braucht man keine Theorie. Morbus Unmittelbarkeit. Man und frau partizipiert durch Technologie an kommunalen Diskursen. Frau und man gehört dazu, weil frau und man Maschinen bedienen kann. Die „Idee“ hinter den Maschinen, ihre Geschichte, die Geschichte der technologischen Zivilisation ist uninteressant geworden vor dem Hintergrund des unmittelbaren Hier und Jetzt. Und deshalb ist „die Theorie“, eine Domäne, in der wir uns durchaus zu Hause fühlen, auf dem absteigenden Ast. Oder um es mit den Worten des neuen Bochumer Schauspielhaus-Intendanten (der Endspielzeit 95/96) zu sagen: „Emotion ist alles! Viel Spaß!“ Und wir gucken traurig aus der Wäsche.

Geneigte Leserin, geneigter Leser. Mittlerweile werden Sie es schon gemerkt haben: Wir sympathisieren durchaus mit Theorien. „Mit welcher Theorie?“ werden Sie nun fragen. Na ja, grundsätzlich ersteinmal mit jeder. Denn Theorien sind für uns trennscharfe Verortungen von Alltagswissen im semantischen Raum, die dabei helfen können, trennscharf zu denken. Es ist also nicht bloß ein Gerücht, daß wir das theoretische Denken, Sprechen und Schreiben der schieren Praxis, wie wir sie gerade so herzhaft und heftig beschimpften, jederzeit vorziehen würden. Kurz und gut: Wir mögen die Theorie. Aber Sie wissen auch: Wir haben Geschmack. Und es gibt Theorien, die wir ziemlich ungenießbar finden. Welche, wollen Sie wissen? Da müssen wir etwas ausführlicher werden.

1.1 Wider Theorien, die so tun, als wäre alles einfach.

Unsere kunterbunt-komplexe Welt ist voll von Theorien, die einfach nur einfach sind. Zu einfach, freilich. Unaufhaltsam und unverantwortbar wie die Sommermode rauschen die simpelsten Erklärungsmodelle daher und wissen alles besser. Theoretische Systeme, ausgestattet mit Scheuklappen so groß wie Kleiderschränke, kommen halbtaubt dahergetappt und sehen bloß ihren eigenen winzigen Weg, den sie unbeirrbar weitergehen, bis sie eines Tages über den Rand der Welt fallen und Platz machen für die nächste einäugige Theorie. Solche lokal-fokalen, monodisch-zyklopischen Theorie-monstrositäten, die gegenüber komplex vernetzten, systemischen Zusammenhängen unempfindlich sind, gehören verboten, finden wir. Das Nachdenken über die Welt darf nicht zu einem infantilen Spiel werden, bei dem sich die simplicitas irgendwelcher geistiger Kleingärtner am Standort Deutschland austobt! Die Welt ist und bleibt kompliziert und läßt sich nicht auf vulgäre Weise einfach vereinfachen. Für jedes sauber und ordentlich eingefriedete Phänomen, das von solch einer Theorie beschrieben und erklärt wird, werden zig andere ausgerupft und untergegraben. Aber die rächen sich: Hier kommt das Unkraut hervor, dort gehen die Blumen ein und hinter uns lockern sich die Bodenplatten. Man und

frau kann nicht einfach in klitzekleinen Parzellen denken und meinen, daß davon rundherum niemand was merkt.

Eine dieser Theorien, die so tun, als wäre alles einfach, ist z. B. die Marktwirtschaft, also der Kapitalismus. Daß dieses Modell nicht funktioniert, kann man/frau überall sehen. Da hilft die Flexibilisierung der Arbeitszeit ebensowenig wie der Standortwechsel. Der angesagteste Unfug zur Zeit aber ist der mundane und pervasive Biologismus in den Verhaltenswissenschaften, insonders die Genetik. Da soll dann immer mal wieder das ein oder andere Gen oder Hormon, oder ein bestimmtes Enzym oder ein Virus oder was auch immer an klitzekleinen Kinkerlitzchen sich unter dem Mikroskop zu tummeln traut, für irgendwas verantwortlich sein: Für den Alkoholkonsum, die Seitensprünge, das Verkehrsverhalten, die Armut, die Arbeitslosigkeit und den Herzinfarkt. Wenn Sie nicht so recht wissen, was Sie davon halten sollen, wir sagen's Ihnen: Ein Schmarren ist das. Hier das Gen oder das Hormon und da die hochkomplexe, in Kommunikation und Kommune eingebettete Gebärde: Nein, so einfach geht das nicht!

1.2 Wider Theorien, die so tun, als wäre die Welt genau so, wie sie es sagen.

Was wir auch nicht mögen, ist Wahrsagerei. Nicht die okkulte, sondern die theoretische. Theorien die alles besser wissen und sich gegen jede Kritik von außen immunisieren, können wir auch nicht ab. Niemand weiß was wahr ist. Jedenfalls kaum länger als fünf Minuten. Aber da kommen dann so totalitäre, dogmatische Glaubenssysteme daher und drücken überall ihren fundamentalistischen Stempel drauf. Nicht mit uns. Absolutistisches Denken, das sich über andere Diskurse besserwisserisch erhebt und immer so normativ mit Geboten und Gebeten herumwedelt, gehört sich nicht. Weg damit.

In unserem Fach, der Psychologie, wimmelte es früher von solchen Theoriegebilden, die sich gebärdeten, als könnten sie letztgültige, abbildende Aussagen über die Welt machen. Dank unserer beharrlichen Arbeit sind diese Gedankengebäude allerdings vom baldigen Einsturz bedroht. Und Theorien, die so tun, als ob sie gar keine wären und die auch nicht reflektieren wollen, daß sie welche sind, gehören natürlich auch hierher, insonders also ungebrochen naiv-realistische Positionen aller Art.

1.3 Wider Theorien, die auf tranig-traurige Weise theatralisch sind.

So, jetzt wird's zugig, liebes Publikum. Wahrscheinlich wundern Sie sich, daß ausgerechnet wir etwas gegen das Theater haben. Na ja, das stimmt ja auch nicht ganz. Natürlich mögen wir Theater. Aber es muß gutes Theater sein. Hier in Bochum gab's ja letzt einen Intendantenwechsel. Und der ist einigen von uns ziemlich auf den Magen geschlagen. Im Bochumer Schauspielhaus herrscht nämlich jetzt eine Art Theaterdiktatur, aus deren Schoß ganz lieblose und leblose Inszenierungen gekrochen kommen. Spaßig gemeint und scheußlich gestaltet.

Leider gibt es auch theatralisch daherkommende Theorien, die uns in einem ähnlich beklommenbenommenen Zustand zurücklassen, wie die Schauerlichkeiten im Schauspielhaus: Mehr oder weniger publikumsverachtende, d. h. elitär-idiosynkratisch verstiegene, krampfadrige Spezialsprachengebilde, die niemand recht versteht und die hauptsächlich dazu dienen, einige wenige Auserlesene einzukreisen und viele andere auszugrenzen. Selbstverständlich dürfen beherzte TheoretikerInnen die gebräuchliche kommunale Semantik leugnen, außer Kraft setzen, umstülpen und begrifflich von der Bettkante stoßen. Aber, bitte: Schön, vollendet. Literarisch. Lyrisch. Poetisch. Ästhetisch. Wo die schiere Theorie in die Artistik übergeht, finden wir sie durchaus sympathisch. Heidegger zum Beispiel. Es gibt zwei herzerweichende Schallplatten mit Vorträgen Heideggers. Da kann man oder frau ganz glänzende Augen kriegen. Großartiger Unsinn. Es gibt aber auch Luhmann-Vorlesungen auf dreizehn Kassetten. Das ist dann manchmal zum Heulen. Ein Trauerspiel. Das ist ein schmaler Grat zwischen Kunst und Krachmacherei. Wie gesagt: Wir mögen das Theater. Wenn es gut ist.

1.4 Wider Theorien, die offensichtlicher Unsinn sind.

Unsere geneigten LeserInnen haben natürlich schon gemerkt, daß unser Angriff auf die schiere Theorie ein bißchen ungerecht ist. Aber wir haben ja auch gute Gründe für unser Klagen. Was wir allerdings nicht mehr so recht begründen können, ist unsere Ablehnung gegenüber Theorien, die offensichtlicher Unsinn sind. Damit meinen wir solche Sachen, die sich jeder kommunalen Absicherung entledigt haben um begriffsverwirrt ins glibbrig Glitzernde zu stürzen, im Glauben, die Sprache sei grundsätzlich schwerelos. Das geht nicht. Da wird den Leuten gegen Geld irgendwelcher Sprachmüll ins Hirn geblasen, bis sie keinen Fuß mehr vor den andern bekommen. Solche Verzapfungen sind freilich Geschmackssache. Aber unser Interesse gilt ja mehr den lokalen Idiosynkrasien auf diesem unseren Erdball, als solch verquirltem kosmologistischen Klitschbrei.

Einige Beispiele: Bei einem Blick in die Standardauslagen gutsortierter Buchhandlungen fällt ein kaum zu übersehender Haufen von semi-esoterischer oder semi-naturwissenschaftlicher Populärliteratur auf, die sich, betrachtet man die Höhe der Auflagen, erstaunlicher Beliebtheit erfreut. In diesem Œuvre werden meist physikalische Theorien in ihrer ganzen spektakulären Spektakularität ausgebreitet und zu großer, ja größter Wichtigkeit aufgedunsen: „Zehn Gründe, warum es die Welt nicht geben kann“, „ZehnHoch – Die Traumreise aus der Unendlichkeit des Alls bis ins subatomare Universum unseres Körpers“, „Biophotonen – Das Licht in unseren Zellen“, „Eine kurze Geschichte der Zeit“, „Gottes Freiheit und die Gesetze der Schöpfung – Warum muß sich das Universum all dem Ungemach seiner Existenz unterziehen?“, „Die Wächter von Eden – Auf den Spuren der Weltformel“, „Das intelligente Universum – Über die Grenzen des Verstandes“ u. ä. lauten die Titel dieser, mal ganz ehrlich, absolut weltfremden und gasförmigen Erzeugnisse, deren Trick darin besteht, Sprachspiele des Alltags mit Sprachspielen der theoretischen Physik (oder was auch immer) zu verrühren um tatsächliche Alltagsmetaphern (die Welt, die Zeit, der Raum, der Mensch...) ad absurdum zu führen und flauschig erscheinen zu lassen. Ansonsten ergibt sich daraus ganz und gar nichts, kein Handeln, kein Glauben, kein Sinn. Allerdings läßt sich mit solch wirren Schreibereien einige Knete machen. Und darauf kommt's wohl an.

So, das waren unsere vier Feindbilder. Theorien die einfach engstirnig sind, die dogmatisch-totalitär sind, Theorien, die wir für schlecht inszeniertes Intellektual-Theater halten oder von denen wir annehmen müssen, daß sie bloß der kosmologisch geschminkten Geldmacherei dienen. Dabei sind die ersten beiden, die engstirnigen und die dogmatischen Theorien, natürlich die Schlimmsten. Denn sie finden nicht im Hörsaal oder auf dem Papier ihr Publikum, sondern streuen oft auch in große Kulturbereiche hinaus, die sie damit kontaminieren. Es bleibt nicht beim spielerischen Spintisieren, sondern es kommt zu handfesten und flächendeckenden Spätfolgen, wenn diese Theorien in Mund und Hand der Macht geraten. Und ein beträchtlicher Teil dieser Folgen ist in unseren Augen einfach unästhetisch und ethisch bedenklich.

Damit sind wir am Ende dieser, zugegeben, etwas lang geratenen, etwas unverschämten Einleitung. Im Moment sehen wir viele der in unserem Arbeitspapier Nr. 11 noch gefeierten Entwicklungen in der postmodernen Kultur nicht mehr so positiv. Manchmal überkommt uns gar ein Grausen. Aber das kann sich wieder ändern. Vielleicht schon im nächsten Arbeitspapier?

2 Historische Vignetten

2.1 Ein Blick zurück

„Um das Verhältnis von Theorie und Praxis theoretisch bearbeiten zu können, ist eine geistesgeschichtliche Aufarbeitung dessen sinnvoll, was früher unter Theorie und Praxis und deren Verhältnis zueinander verstanden wurde.“ Dieser einleuchtende Satz, der Gerhard Vinnais Buch *„Die Austreibung der Kritik aus der Wissenschaft“* (1993, S. 158 f) entstammt, findet unsere ungeteilte Zustimmung, wie überhaupt das erfrischend leidenschaftliche Kapitel über Theorie und Praxis aus Vinnais

Buch einige Sympathien in der Bochumer Arbeitsgruppe gewinnen konnte. Daher wollen wir unsere historischen Vignetten zunächst auf diesem Texte fußen lassen.

Der stirnsträubende Zwiegesang der beiden Worte Theorie und Praxis hat – wie könnte es anders sein – schon die alten Griechen beschäftigt. Für **Aristoteles** (384–322 v. Chr.) war die Praxis von einer eher dunklen und unbehaglichen Klangfarbe, während er in der Theorie die süßesten philosophischen Obertöne vernahm: „*Philosophie entsteht ihm zufolge erst, wo das Denken nicht mehr an die beengende Lebensnot gebunden ist. Es muß verkümmern, wenn es sich an praktische Probleme bindet, die immer nur einen begrenzten Ausschnitt einer umfassenden Realität zum Gegenstand haben. (...) Die Bindung des Denkens an Interessen, die notwendig mit jeder Praxis verknüpft sind, verengt seinen Horizont.*“ (159 f) Für Aristoteles hat die Theorie eine rein geistige Schauweise zu sein. Die DenkerInnen mögen ihre Blicke auf letzte, ewigwährende Seinsgesetze richten und vom Geklapper des Alltags Abstand nehmen. Die theoretische Tätigkeit soll nichts und niemandem als den zwingenden Schlußfolgerungen des folgerichtigen Denkens verbunden sein und danach trachten, beim Emporklettern auf der Tonleiter der Logik einen Glückseligkeit spendenden Wohlklang zu entfachen, der an die Harmonien des Göttlichen zu rühren vermag. Nur in den windstillen Höhen interessenloser Betrachtung darf die Theorie sich ansiedeln. Aus der Distanz zum polternden Weltbetrieb soll sie dann, um ihrer selbst willen, über die letzten Dinge sinnieren.

Das Theorieverständnis nach Art des Aristoteles war nicht nur bei den Hellenen populär, sondern hielt sich bis ins Mittelalter. Auch **Thomas von Aquin** (1224/25–1274) sah das Ziel der theoretischen Kontemplation darin, geistige Wahrheiten, innerlich zu erfassen, „*sie zu lieben und sich ihrer zu erfreuen.*“ So bleibt das griechische Ideal der rein geistigen Schau auch für das Mittelalter verbindlich, wieder ist der Blick in göttliche Höhen gerichtet. Allerdings wird der Pokal der Kontemplation nun nicht mehr mit der klaren Kraftbrühe der Logik, sondern mit dem etwas trüben Süsschen des Katholizismus gefüllt. Freilich dürfen auch dieses wieder nur die privilegierten Gelehrten löffeln. Gesellschaftlich gesehen, war also die Theorie sowohl im alten Griechenland als auch im Mittelalter eine recht elitäre Angelegenheit. Dann aber nahte das Schlachtschiff der Aufklärung, auf dem unter anderem **Francis Bacon** (1561–1626) eine Kabine bewohnte. In seinem *Novum Organon* formulierte er „*ein Programm der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, das, auch wenn es uns in manchen Zügen heute fremd erscheint, dem Geist moderner instrumenteller Vernunft einen ersten prägnanten Ausdruck verleiht. Bacon geht von einer Kritik des antiken Theorieverständnisses aus, das auch die mittelalterliche Wissenschaft entscheidend bestimmte.*“ (163) Um dieser ein Ende zu setzen, kapriziert sich Bacon auf die Möglichkeit der technischen Verwertung von theoretischem Wissen. Ihm erscheint es als Anmaßung, Gottes Willen erkennen zu wollen. Der Mensch soll lieber in seiner Sphäre bleiben, das Denken soll sich in den Dienst des menschlichen Glücks nehmen lassen, dieses vermehren und dem Menschen nützlich sein. Zwar soll die Religion den Wissenserwerb weiterhin limitieren, doch gelte fürderhin die dröhnende biblische Maxime: „Macht euch die Erde untertan.“ Zwar gilt Gottes Wort, doch darf die Natur nun „auf die Folter gespannt“ werden, „*um ihr ihre Geheimnisse zu entreißen.*“ (164) Die Natur wird zum Material verdinglicht, abgetötet, auseinandergenommen und künstlich wieder in Bewegung gesetzt. Bacon wird zum „*Vorläufer des modernen Technokraten: Er sucht die Herrschaft über die Realität, um sie als Material seinen Interessen nutzbar zu machen und sie dadurch zu verändern.*“ (165)

Dieses Denken erinnert nun durchaus an die Art und Weise, mit der kleine Jungen ihre aufziehbaren Spielzeugautos zerstören, um zu gucken, wie der Aufziehmechanismus funktioniert. Demgemäß wurden und werden unter dem Schlachtruf der Aufklärung doch erhebliche Verwüstungen angerichtet, ja heute sind wir sogar soweit, daß die Nebenwirkungen des Krieges gegen die Unvernunft die Wirkungen bei weitem überwiegen. Beispiele für die auseinandergenommene und anschließend künstlich wieder zusammengesetzte Natur sind etwa solche Ungeheuerlichkeiten wie überschwemmungsträchtige Flußbegradigungen, gentechnisch manipulierte, geschmacksneutrale aber farbenfrohe Hollandtomaten, mit Geschmacksverstärkern aufgepöppelte Tütensuppen und Fertiggerichte, vor Dünger und

Pflanzen, „schutz“mitteln strotzende Monokulturen oder die Errungenschaften der Pharmaindustrie, insbesondere die gewalttätigen Methoden der Chemotherapie bei Krebs. Gleichzeitig erzeugt die auf den sogenannten Nutzen hin orientierte technokratische Wissenschaft im gleichen Atemzug mit der Beherrschung der Natur auch ein ziemlich gefährliches Ausgeliefertsein an deren Gewalten, so daß die Idee der entfesselten Beherrschung zugleich die Fesselung der Beherrscher durch selbstgeschaffene Tatsachen und Sachzwänge hervorgebracht hat. So heißt es bei Bacon: *„Man beherrscht die Natur, indem man sich ihren Gesetzen unterwirft.“* (165) Dies ist nun leider nicht ökologisch gemeint, sondern rein technokratisch: Der herrische Mensch knechtet die Natur und beugt sich nur im Notfall ihren Launen. Die aus der Theorie des nutzengebundenen Wissens geschaffene Praxis ist demnach leider alles andere als „frei“. Die Unfreiheit des Fortschrittlichen (wie man oder frau sie auch bei Horkheimer und Adorno beschrieben findet) ist beispielsweise ablesbar an der scheinbaren Unvermeidlichkeit des Fortbestehens von individualisiertem Autoverkehr, dem Müllproblem, den Zwängen von Hygiene und Kosmetik, der Ungenießbarkeit massenhaft produzierter Nahrungsmittel und anderer moderner, industriell erzwungener Unausweichlichkeiten.

Einer, der das Potential der Unfreiheit, das im nutzenorientierten technokratischen Denken nach der Dialektik von „Herr und Knecht“ steckt, schon früh geahnt und präzise beschrieben hat, ist **Karl Marx** (1818–1883). Für ihn darf die Theorie nicht bloß festschreibende Handlangerin des Bestehenden sein. Er postuliert in seinen Thesen über Feuerbach: *„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kömmt darauf an, sie zu verändern.“* Auch bei Marx soll die Theorie praktisch orientiert sein, doch ist die Praxis, die ihm vorschwebt, eine emanzipatorische: *„Theorie hat die Aufgabe, die geschichtliche Gewordenheit der Gegenwart zu begreifen. (...) Theorie soll helfen, die Befreiung von ökonomischer und politischer Gewalt zu organisieren.“* Laut Marx sollen die unter die Knechtschaft historischer Entwicklungen geratenen und damit entfremdeten Menschen wieder zu Subjekten der Geschichte werden, indem sie sich des theoretischen, d. h. geschichtlichen Denkens befleißigen, und sich dessen befreiende Kräfte anverwandeln: Die Praxis soll zur Theorie drängen. Interpretiert man oder frau das Herr-und-Knecht-Verhältnis von Mensch und Natur zuvorderst als ein ökonomisches, so hat die Theorie, i. e. bei Marx die geschichtliche Wissenschaft, nämlich die Funktion, die Praxis von den ökonomischen Zwängen zu befreien: *„Die angestrebte Praxis ist bei Marx nicht irgendeine Praxis, sondern revolutionäre Praxis, die die Gesellschaft grundlegend verändert.“* (167). Auf gewohnt dialektische Weise hebt der Marxismus denn auch die Aporie von Theorie und Praxis auf: die *„Theorie läßt sich nicht abstrakt bestimmen, sondern ist von konkreten gesellschaftlichen Formationen abhängig. (...) Theoretisches Denken ist immer Teil der gesamtgesellschaftlichen Praxis.“* (168 f)

Problematisch an dieser Perspektive ist freilich die historisch an ein durchaus romantisches Menschenbild geknüpfte Idee der Entfremdung. Durch die Industrialisierung mag der Arbeiter des späten 19. Jahrhunderts seiner Arbeit, seinen Mitmenschen und letztlich sich selbst entfremdet worden sein. Heute dagegen werden die Menschen vom ersten Atemzuge an in Entfremdungszusammenhänge hineinsozialisiert, so daß ihnen die Utopie einer von ökonomischen Zwängen befreiten Lebenspraxis womöglich keineswegs so liebreizend und verlockend erscheint, wie Marx vermeinte. Demgemäß dürften finalkapitalistische PraktikerInnen auch mitnichten nach einer Theorie, die ihnen Befreiung von Entfremdung verheißt. Befreiung heißt heute: Bargeldloser Zahlungsverkehr, flexibler Dispositionskredit, verlängerte Öffnungszeiten: Teilnahme am totalen Markt. So liegt für manche unter dem harten Pflaster der kapitalistischen Gesellschaft der breite Sandstrand eines annehmlichen Privatlebens. Von Entfremdung keine Spur. Darüberhinaus sieht der marxistische Blick auf geschichtlich-gesellschaftliche Entwicklungen auch von jenem erfreulichen Eigensinn ab, mit dem sich Subjekte ihrem geschichtlichen Gewordensein höchstselbst in den Weg legen.

Eine an privatem Nutzen orientierte Bestimmung des Verhältnisses von Theorie und Praxis sieht Vinnai exemplarisch im pragmatistischen Denken **William James** (1842–1910) verwirklicht. Im Pragmatismus nach amerikanischem Strickmuster ziele das Denken nicht mehr darauf, die Welt zu erkennen, so Vinnai. Vielmehr gehe es darum, *„brauchbare Arbeitsinstrumente für die Anpassung*

des menschlichen Organismus an die Umwelt zur Verfügung zu stellen.“ (171) Die Frage nach der Wahrheit reduziere sich demnach auf die Frage nach der Nützlichkeit einer Theorie, danach, ob sie „sich rechnet“. Problematisch an dergestalt ermäßigten Ansprüchen an das Denken ist freilich das Mäntelchen der Affirmation, in das sich die in den nackten Nutzen hineingeworfenen Ideen nun kleiden müssen: Nützlichkeitsabwägungen müssen stets vom Bestehenden ausgehen, und indem sie dies tun, bestätigen sie zu einem gewissen Grade schon dessen Legitimation: *„Ein Denken, das Wahrheit mit Nützlichkeit im Hier und Jetzt gleichsetzt, muß sich an die gegebenen ‚Tatsachen‘ halten. Es braucht kaum zu fragen, welche problematischen sozialen und psychischen Prozesse das hervorgebracht haben, was als Tatsache erscheint.“* (172) Und obwohl William James dem Pluralismus zugerechnet wird, und sich der Pragmatismus (etwa auch bei John Dewey oder mit postmodernem Aroma bei Richard Rorty) als liberales Unterfangen versteht, ist er in seinem positivistisch verklärten Glauben an das Bestehende doch tendenziell gegen Kritik immunisiert. Denn nur das richtige Tun, die erfolgreiche Praxis, der Nutzen, also das ökonomische Prinzip zählen als Bewertungsmaßstäbe für das Denken. Das Denken selbst aber bleibt unhinterfragt.

Daß kein Ziel menschlichen Handelns für den Pragmatismus *„besser ist als ein anderes“* (171), bleibt dabei ein schwacher Trost. Denn ob das nackte Nutzendenken bar der Wahrheit sich nun in die kalte Rüstung der Kritik oder das warme Gewand der affirmativen Anpassung kleidet, wird damit zu einer Geschmacksfrage, für die ja das bekannte Schweigegebot gilt: *De gustibus non est disputandum*. So schwebt der Pragmatismus stets in der Gefahr, die Theorie zur kleinmütigen Handlangerin beliebiger, arbeitsbeschaffender Praxen zu machen. Zwar sehen wir auch positive Aspekte eines pragmatistisch-pluralistischen Verhältnisses von Theorie und Praxis, doch sind diese nur im Lichte eines ethisch-ästhetischen Begründungsdiskurses verantwortbar, der sich des „Nutzens“ einer Sache stets aufs Penibelste prüfend und wägend zuzuwenden hat. Denn prinzipiell läßt sich die pragmatistische Idee in zwei entgegengesetzte Himmelsrichtungen hineininterpretieren: Zum einen könnte man sich nach dem Abdanken der Wahrheit zusammensetzen, um den nun grundsätzlich disponibel gewordenen Umgang mit der Welt zu einer geselligkeitsstiftenden, kritisch-spielerischen Bedenkenswertigkeit zu erklären. Zum anderen könnte man sich natürlich auch auf seinen ureigensten Privatnutzen berufen, geharnischt und gewaffnet in den Sattel eines österreichischen Schlachtrappens steigen und zur Eroberung seines eigenen Stückchens vom Erdball ein todernstes Gemetzel anzetteln. Zur Erreichung des Ersteren wäre uns eine Art „Metapragmatismus“ genehm, der eine je getroffene Unterscheidung zwischen „nützlich“ und „unnützlich“ stets darauf hin prüfte, ob sie selbst überhaupt „nützlich“ oder „unnützlich“ sei. Nur so ließe sich nämlich jenem klumpfüßigen Zynismus entrinnen, der, fest ans Bestehende geklammert, keinen Schritt in Richtung auf eine Reflexion des oftmals allzu dumpfen Nutzengemurmels wagen will.

2.2 Bemerkungen zur Psychologie nach 1945

Da wir uns dem Thema Theorie und Praxis vom Standpunkt der Psychologie aus nähern, ist es naturgemäß interessant, sich deren jüngere Geschichte anzuschauen. Zu diesem Behufe haben wir uns des Artikels von Walter Gummertsbach „Psychologie in Deutschland seit 1945“ (1986) angenommen: Nach Kriegsende lag der zerschlagene deutsche Staat darnieder, und mit ihm auch die Psychologie. Laut Gummertsbach ist es zu einem demokratischen Neubeginn nicht gekommen, da ein solcher schon dadurch vereitelt gewesen sei, daß beim sogenannten Wiederaufbau auf die braunen Eliten zurückgegriffen worden ist: Neue Staatsform, alte Nasen. Auch an die Hochschulen der westlichen Besatzungszone wurden die alten Professoren berufen. Diese nahmen peu á peu ihre gewohnte Arbeit wieder auf und blieben auch theoretisch eher restaurativ denn reformatorisch tätig: Innerhalb der bundesdeutschen Psychologie gab es Mitte der 50er Jahre (noch) keine amerikanistische Orientierung auf den Behaviorismus und Experimentalismus. Statt dessen wurden die teutonischen Traditionen der Charakterologie, der essentialistischen Persönlichkeits- und der Gestaltpsychologie bruchlos fortgesetzt. Zu einer Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit der Rolle der in der Wehrmacht des dritten Reiches funktionalisierten und instrumentalisierten Psychologie ist es, laut Gummertsbach, bis heute

nicht gekommen. Das Bild des Wissenschaftlers war nach wie vor das verklärende und verklärte des Forschers „in Einsamkeit und Freiheit“. Die auf dem harten Brot des ausschließlich theoretischen Erkenntnisgewinns nach Art der reinen Geisteswissenschaft solitär herumknabbernden selbstherrlichen Wölfe zeigten in Hinblick auf berufspraktische Fragestellungen eher wenig Appetit. Sie sahen den Nährwert der Psychologie vielmehr in der Orientierungs- und Bildungsfunktion.

Erst im Laufe der sechziger Jahre kam es zu einer stärkeren Orientierung auf klinisch-therapeutische Ansätze der Psychologie. Außeruniversitär entwickelten sich Aufgaben innerhalb der betrieblichen Diagnostik und Personalselektion sowie der Effektivierung von Arbeitsprozessen in Industrie und Wirtschaft. Selektion, Effizienz und Leistung waren demnach auch Forschungsthemen, denen sich der deutsche Geist gerne annahm. Im Zuge der Professionalisierung der angewandten Psychologie rückten praktische Tätigkeiten immer mehr in den Mittelpunkt. Bedauerlicherweise waren die idiographischen, verstehenden, ausdrucksdiagnostischen, projektiven und charakterologischen Orientierungen der geisteswissenschaftlichen Psychologie darauf jedoch nicht vorbereitet. Gleichzeitig räumte die naturwissenschaftlich orientierte amerikanistische Variante der Psychologie den einsamen Wölfen das harte Brot vom Tisch und fuhr statt dessen fette, aus Experimentalismus zubereitete, mit Standardisierung, Objektivität und kleingehackten Fakten gewürzte Mahlzeiten für den Zeitgeist auf: Von nun an herrschte der saftige Geschmack des Behaviorismus. Und aus der Politik hielt man sich vorerst (von einigen Ewiggestrigen wie Hans-Jürgen Eysenck abgesehen) vorsichtig heraus mit der Entschuldigung, es bedürfe zunächst gründlicher Grundlagenforschung, bevor die Psychologie anwendbares Wissen bereitstellen könne. Die wenigen Versuche, aus dem behavioristischen Grundsatzprogramm handhabbares Wissen zu gewinnen, scheiterten denn auch schnell und heftig: So seltsame Unterfangen wie „programmiertes Lernen“ oder „Lernmaschinen“ taugen heute bloß noch zu Anekdoten. Die experimentalpsychologisch gewonnenen Befunde erwiesen sich als irrelevant für praktische Aufgaben: Die Psychologie geriet in die Krise. Der fehlende Konsens über den Gegenstand, die Aufgaben und die Methoden der Psychologie spaltete nun die PraktikerInnen von den TheoretikerInnen und diese wiederum legten in der Theoriebildung eine auffallende Diversität und Uneinigkeit, ja Beliebigkeit an den Tag. Ende der 60er Jahre kam es zur sogenannten „Kognitiven Wende“ und der beinharte Black-Box-Behaviorismus mußte abdanken. Gleichzeitig verdrängte die „Alltagswende“ die elitäre Wissenschaftskonzeption und erhob die Erkenntnisprozesse des Alltags zum Modell.

Zur selben Zeit macht die StudentInnenbewegung die Wirtschaft und den Staat für die Krise verantwortlich und wirft der Wissenschaft vor, sich wieder einmal für die Bereitstellung von Herrschaftswissen herzugeben, sich in den Dienst staatlicher und wirtschaftlicher Repression zu stellen und den bürgerlichen Ausbeutern zuzuarbeiten. Bedauerlicherweise führt die Krise der Psychologie aber weder zur Selbstreflexion des Mainstreams noch zu einer theoretischen oder praktischen Neuorientierung. Statt dessen spaltet sich die Psychologie in eine am Experimentalismus orientierte Grundlagenwissenschaft und eine technologisch orientierte Anwendungswissenschaft, die sich der Regulierung sozialer Konflikte und ihrer psychischen Auswirkungen widmet. Demgemäß verändert sich das Berufsbild der außeruniversitär tätigen PsychologInnen vom Diagnostiker zur Therapeutin, nicht zuletzt, da die institutionelle medizinische Psychiatrie mit traditionellen Konzepten an neuen und vielfältigen sozialen Problemen und psychischen Störungen scheitert. Die professionelle klinische Psychologie erschließt sich neue Arbeitsfelder, der „Psychomarkt“ entsteht. Von der Universitätsseite läßt sich gleichzeitig mit dem Anwachsen parawissenschaftlicher Therapiekonzepte der Ruf nach der wissenschaftlichen Absicherung des praktischen therapeutischen Handelns vernehmen. Die hinzukommende Ressourcenverknappung für Lehre und Forschung bringt dieselbe unter Legitimationsdruck. Aus der Krisen-debatte um die Relevanz und praktische Nützlichkeit der Psychologie wird die Krise der autonomen und unabhängigen akademischen Psychologie schlechthin. Und heute stehen wir eben dem gegenüber, dessen bedrohliches Antlitz wir zu Beginn dieses Arbeitspapiers so schaurig beschrieben haben: Der schieren Praxis.

2.3 Zur Psychologie Heute

Daß Gelehrte vom Typus des in Abschnitt 2.1 skizzierten schwarzen Ritters, starr nach schierer Berufspraxis schielend, sich in den letzten Jahren vermehrt zu haben scheinen, ist nicht nur uns, sondern auch Herrn Vinnai in seinem schon erwähnten Buch aufgefallen. So moniert er, daß im gegenwärtigen Diskurs über Theorie und Praxis der Praxisbegriff recht einseitig mit Berufstätigkeit identifiziert werde, andere Formen der Praxis, etwa die politische oder die private Lebenspraxis aber aus dem Blickwinkel geraten seien. Darüber hinaus habe sich für die zunehmend von Inhalten entleerten Praxen allzu vieler Berufe das Geldverdienen als letztes und einziges Sinnstiftungskriterium durchgesetzt. Der Beruf selbst sei aber vielfach nur noch „*ein die allseitige Entfaltung blockierender Verhaltenskäfig, der bestimmte Formen der menschlichen Verkrüppelung und der Realitätsblindheit verlangt. (...) Jeder Beruf enthielt neben der Möglichkeit, bestimmte Talente entwickeln zu können, schon immer schmerzliche, die subjektive Entfaltung blockierende Schranken. Zuerst für die Mitglieder der Arbeiterklasse, nunmehr für nahezu alle Mitglieder der Gesellschaft, ist er immer mehr auf ein Gehäuse der Hörigkeit geschrumpft.*“ (175 f)

Die Psychologie nun, so Vinnai, solle den vom Sinn verlassenen Raum der beruflichen Praxis betreten, das darin eingezogene „Arbeitsleid“ aufspüren, um „*vor allem eine Psychopathologie der bestehenden Berufe zu liefern.*“ (176) Eine am Einzelnutzen orientierte Beruflichkeit dünkt Vinnai oftmals unmoralisch, die vielen einsamen Ritter wähnt er im Gesamt doch allzu gefahrbringend: „*Die umfassende ökologische Katastrophe, die uns droht, ist nicht zuletzt einer durch Berufsbindungen bewerkstelligten individualistischen Interessenorientierung zu verdanken, die der Vertretung von allgemeinen gesellschaftlichen Interessen entgegensteht.*“ (177) Auch, oder gerade die akademisch fabrizierten Berufstätigkeiten, so Vinnai, würden von „Katastrophenpraktikern“ verübt, deren „*organisierte Form der Asozialität*“ (176) letztlich darauf hinauslaufe, „*auf oft fragwürdige Art Herrschaft über andere Menschen auszuüben.*“ (178) Eben diese Formen der Machtausübung seien letztlich das Ergebnis jener „berufsbezogenen“ Lehrpläne, die an den Universitäten heute im Schwange und im Begriffe sind, die Akademien allesamt in praxishörige Fachschulen zu verwandeln.

Damit genau dies nicht geschehe, und die alma mater nicht künftig bloß noch auf enge Praxisanforderungen abgerichtete, marktkonform konfektionierte, kurzsichtige Zyklopen auf die Welt bringe, bedürfe es einer Ausbildung, die extrafunktionale Fähigkeiten statt engumgrenzter Fertigkeiten vermittele, so Vinnai. Die Versprechen, nach dem Erwerb der letzteren für den hungrigen Arbeitsmarkt schmackhaft zubereitet zu sein, entpuppten sich ohnehin als oftmals allzu leer, denn eine Vielzahl der kapitalzahn dressierten Hochschulabsolventen lande ja augenscheinlich nicht in den Führungsetagen, sondern auf dem Arbeitsamt. Für das, was Vinnai nun mit „extrafunktionalen Fähigkeiten“ meint, erscheint uns das Wort „polyfunktional“ allerdings etwas treffender. Nur, leider leider, würden wahrscheinlich auch diejenigen, die in der Universität eine berufsvorbereitende Fachschule sehen, es begrüßen, vermittelte das Hochschulstudium künftig genau diese Fertigkeiten. Und daß die „*Theorie zur Magd einer fragwürdigen bestehenden Praxis*“ verkommt, läßt sich, so denken wir, auch durch den Erwerb extra- oder polyfunktionaler Fähigkeiten kaum verhindern. Wenn das Heil der Welt, wie Vinnai und auch wir manchmal glauben, in der Reflexion liegt und nicht darin, daß da einige Eingeseifte unbeirrbar immer wieder die Westervelle machen, dann müßten die genannten extrafunktionalen Fähigkeiten schon als reflektorisch-theoretische ausgewiesen werden: „*Man muß es zum theoretischen Zentralproblem erheben, um herauszufinden, was richtige Praxis sein könnte und wie diese mit Theorien verbunden sein sollten. (...) Anstatt vorzudefinieren, wie Theorie und Praxis aufeinander bezogen sein sollten, wäre z.B. darüber nachzudenken, wie bestimmte Formen der Praxis andere behindern oder begünstigen.*“ (180)

Der Trend geht leider ganz woanders hin. Selbst die Grundlagenforschung, so Vinnai, sei theoretisch eher unbekümmert und schon vom Entwurf her alles andere als abgeneigt, sich mit der Praxis in den Armen zu liegen: „*Eine Grundlagenforschung, die wirklich von der sozialen Praxis abgelöst ist, kann es gar nicht geben. Jede intellektuelle Arbeit ist unmittelbar oder mittelbar auf Praxis*

bezogen. In der am naturwissenschaftlichen Erkenntnisideal orientierten Grundlagenforschung in den Naturwissenschaften oder in der Psychologie werden Methoden benutzt, die bereits auf eine bestimmte Form der Verwertung von Erkenntnissen ausgerichtet sind. Die Logik des Experiments etwa entspricht (...) institutionalisierten Formen industrieller und staatlicher Praxis. Quantitative Methoden entsprechen einer gesellschaftlichen Praxis, die die Welt berechenbar machen will...“ (181)

Auch sonst sei die Zuneigung der Hochschullehrer zu ökonomischen Realitäten so innig wie noch nie. Es ist, als habe des Wissens Ausverkauf begonnen. So griffen marktschreierische ProfessorInnen laut Vinnai „gerne zu dem demagogischen Trick, ihr Wissen als absolut notwendig auf dem Weg zum beruflichen Erfolg anzupreisen.“ (182) Wenn zukünftige Arbeitgeber aber wüßten, daß berufsrelevantes Wissen, zumindest im Falle der Psychologie, ein ganz und gar anderes ist, als es die herkömmliche positivistische Psychologie zur Verfügung stellt, dann „wäre es mit der Macht der etablierten Psychologie vorbei.“ (183) Doch die von Arbeitslosigkeit bedrohten Studierenden verfielen lieber einem „Dummstellmechanismus“, so Vinnai, anstatt sich vom pseudoaktiven, sinnentleerten technischen Erkenntnisinteresse weg und hin zu einem emanzipatorisch-kritischen Erkenntnisinteresse zu bewegen. „Die ritualisierte Wut des Machens“, die entgeisterte Handlung führe zur Austreibung der Reflexion aus den Wissenschaften und der Aufgabe der Innen- zugunsten der Außenorientierung am Bestehenden. Dies schlage sich langfristig auch in den selbstauferlegten Zwängen der wissenschaftlichen Institutionen nieder: So sei es „niemals vorgekommen, daß etwa eine Studien- und Prüfungsordnung, die Studenten und Hochschullehrern unsinnige Anforderungen auferlegt, entschärft wurde.“ (187) Aber nein, im Gegenteil: Die Wegweiser der Wissenschaft stehen heute auf dem profanen Pflaster des Marktes und zeigen in Richtung „akademische Anpassungsfabrik“.

Geneigter Leser, geneigte Leserin: Wir kommen zum Ende des 1. Teils dieses Arbeitspapiers. Wir haben bei unserer Einführung in das Thema „Theorie und Praxis“ weit ausgeholt: Wir haben zunächst die Kulturepoche beschrieben, in der dieses Papier entstanden ist, wir haben gegen die schiere Praxis gewettert, wir haben unsere Sympathien für (fast) alles Theoretische geschildert, und wir haben einen kleinen Blick zurück geworfen auf die bewegte Beziehungsgeschichte unseres Begriffspaars. Nun wird es konkreter!

Teil II: Theorie und Praxis – Eine Wirklichkeitsprüfung

*In diesem Teil wollen wir eine klassische Wirklichkeitsprüfung durchführen (vgl. dazu unser aufschlußreiches Arbeitspapier Nr. 10). Wir beginnen im 3. Kapitel lege artis mit einer Sammlung von **Standardskripten**, also mit dem Repertoire von Sprachskripten, Spruchweisheiten, Schlagworten und Spitzfindigkeiten, das es derzeit zum Thema Theorie und Praxis gibt. Daran anschließend stellen wir im 4. Kapitel die **Standardpositionen** oder Standardstandpunkte vor, die heute im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis eingenommen oder vertreten werden können. Im 5. und 6. Kapitel folgt eine ausführliche Darstellung von **Standardsituationen**, in denen die Standardskripte aufgrund bestimmter Standardpositionen facetten- und folgenreich verwendet werden. Dabei unterscheiden wir grob zwei Genre: Zum einen die Situationen, in denen sich eine „Praxis“ einer „Theorie“ zu erwehren versucht (Praxis bremsst Theorie), und zum anderen die Situationen, in denen eine „Theorie“ eine „Praxis“ zu bremsen und zu mäßigen versucht.*

3 Standardskripte

Im folgenden Kapitel wollen wir das Repertoire des gemeinhin Sagbaren zum Thema Theorie und Praxis auflisten. Alle Sprachfiguren, die wir dazu heranziehen, das Verhältnis von Theorie und Praxis spruchreif zu beschreiben, erscheinen gleichsam in Reinform. Natürlich sind sie im Alltag je nach Institution und Organisationsstruktur noch mit anderen Metaphern gefüttert. Da uns jedoch allgemeine Generica interessieren, haben wir die vielen möglichen Variationen außer acht gelassen und uns bei unserer Wirklichkeitsprüfung auf die ewigwährenden, ersten und letzten Sätze und **Standardskripte** konzentriert, die im Kosmos zwischen Theorie und Praxis kreisen. Aufmerksamen LeserInnen werden einige davon aus dem Prolog zu diesem Papier bekannt vorkommen.

3.1 Allgemeine Sprüche

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Sprüchen, die jedem einfallen, solange er über Theorie und Praxis nicht nachdenkt.

- „Theorie ist, wenn man alles weiß und nichts funktioniert. Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum.“
- „Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie!“
- „Praxis ist die beste Theorie!“
- „Eine gute Theorie ist die beste Praxis!“
- „Probieren geht über studieren.“
- „Praxis ist die Umkehrung der Theorie (und umgekehrt).“
- „Marx ist die Theorie und Murx die Praxis.“
- „Theoretisch gut, aber praktisch schlecht (oder umgekehrt).“
- „Grau mein Freund ist alle Theorie“ (Goethe, Faust I).
- „Praxis ist, wenn’s trotzdem klappt.“
- „Das ist doch einfach praxeologisch gedacht!“
- „Das ist doch alles zu theoretisch!“
- „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir.“
- „Theorie und Praxis sind zwei Paar Schuhe.“
- „Praxis macht dumm.“
- „Blinder Aktionismus schadet nur.“

3.2 Allgemeine Antinomien

Es folgen einige allgemeine Gegensatzpaare, die meist nicht explizit wertend verstanden werden sollen und wollen.

Theorie

- Denken

Praxis

- Handeln

- Kopf
- Formel und Regel
- Zusammenhang
- „erlesenes Wissen“
- Transzendenz
- Überlegung
- Überbau
- Deduktion (vom Modell zu den Daten)
- Nomothetik
- Distanz
- Kunst
- Kognition
- Zweifel
- Logik, Systematik, Planung
- Form
- Analyse
- steril
- Mittelbarkeit
- abstrakt
- Entwurf
- kontextfrei

- Hand
- Faustregel
- Detail
- „erlebtes Wissen“
- Immanenz
- Entscheidung
- Basis
- Induktion (von den Daten zum Modell)
- Idiographie
- Nähe
- Handwerk
- Emotion
- Gewißheit
- Learning by doing
- Inhalt
- Synthese
- fruchtbar
- Unmittelbarkeit
- konkret
- Ausführung
- kontextgebunden

3.3 Wertende Antinomien

Die im folgenden gesammelten Gegensatzpaare sind explizit wertend.

Theorie (positiv konnotiert)

- Perfektion
- Weitsichtigkeit, erweiterter Horizont
- Anspruch
- Ordnung
- Rationalität
- Gedankenfreiheit
- Primat der Gedanken
- Übersicht
- Ideal
- Soll
- reflektiert
- zwanglos, befreit
- unbestechlich
- Innovation
- Kreativität
- sauber
- umsichtig, aufmerksam
- Blick über den Tellerrand
- immer wieder was anderes
- progressiv
- ernst und weihevoll
- unabhängig
- beweglich
- vogelfrei

Praxis (negativ konnotiert)

- Fehler
- Kurzsichtigkeit, Engstirnigkeit
- anspruchslosigkeit
- Chaos
- Irrationalität
- Sachzwang
- Primat der Umstände
- in medias res
- Realität
- Ist
- unreflektiert
- zwanghaft, genötigt
- korrupt
- reine Routine
- „Schema F“, 08/15
- schmutzig
- betriebsblind, unaufmerksam
- Von der Hand in den Mund
- mehr desselben
- konservativ
- tumultuös und profan
- abhängig
- unbeweglich
- verstrickt

Theorie (negativ konnotiert)

- ideologisch
- utopisch
- Luxus
- Elfenbeinturm, Luftschloß, Wolkenkuckucksheim
- Spielerei
- Kopfgeburt
- Passivität
- abgehoben, weltfremd
- trocken
- unergiebig
- irrelevant
- verklärt
- elitär
- grau
- langweilig
- lebensfremd
- künstlich
- geschlossen
- Selbstzweck
- unproduktiv
- unnahbar
- arrogant
- trunken
- eingebildet

Praxis (positiv konnotiert)

- pragmatisch
- realistisch
- Wirtschaftlichkeit
- Boden der Tatsachen, wirkliche Wirklichkeit, harter Alltag
- Handlungsbedarf
- Erfahrung
- Aktivität
- bodenständig, weltgewandt
- erfrischend
- ergiebig
- relevant
- abgeklärt
- demokratisch
- bunt
- kurzweilig
- lebensnah
- natürlich
- offen
- Mittel zum Zweck
- produktiv
- nahbar
- bescheiden
- nüchtern
- ausgebildet

4 Standardpositionen

In diesem Kapitel möchten wir zeigen, welche grundsätzlichen Standpunkte Menschen vertreten können, wenn sie sich über das Begriffspaar Theorie und Praxis echauffieren. Wir denken, daß es im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis ziemlich genau fünf verschiedene Orientierungen oder Standpunkte gibt, die von ZeitgenossInnen eingenommen werden können. Es zeigt sich, daß damit die Arten und Weisen, die Menschen zur Verfügung stehen, um mit der Opposition von Theorie und Praxis zu operieren, vollständig beschrieben werden können. Dabei ist es unerheblich, auf welcher Seite der Unterscheidung Frau oder man nun gerade steht. Die von uns skizzierten Standpunkte sind vielmehr Metapositionen. In Reinform allerdings, so wie wir die **Standardpositionen** im folgenden vorstellen möchten, werden sie freilich nur selten zu finden sein. Der Anschaulichkeit halber werden wir die Metapher vom Schubladenschrank verwenden. So mögen sich unsere geneigten LeserInnen die Dichotomie von Theorie und Praxis mit dem Bilde der „Denkschublade“ vergegenwärtigen:

4.1 SpalterInnen

Für SpalterInnen sind Theorie und Praxis zwei unterschiedliche Schubladen. Doch damit nicht genug, handelt es sich doch um abgeschlossene Schubladen in zwei mehrere Meter voneinander entfernt stehenden Schränken aus unterschiedlichem Holz. Unser Prolog zwischen Prometheus und Epimetheus illustriert den Umgang der SpalterInnen miteinander. Stets betonen sie, daß sich Theorie und Praxis nicht vertragen. Auf der praktischen Seite argumentieren SpalterInnen bevorzugt mit der wirklichen Wirklichkeit: Es zählt letztlich das, „was hinten rauskommt.“ Von der theoretischen Seite dagegen erschallen lautstarke Warnungen: Die Praxis mache und sei betriebsblind und kurzsichtig und solle nur gut aufpassen, daß sie kein Unheil anrichte. Beide Seiten sind sich sicher, daß ihre Position die richtige ist, und daß es auch ohne die andere Seite geht, bzw. daß sich die Gegenseite gefälligst unterzuordnen

habe. Selbstherrlichkeit ist ein häufig auftretendes Merkmal bei SpalterInnen. Sie beharren darauf, daß frau und man sich für eine der beiden Seiten entscheiden müsse. Berichten sie von den Vorzügen ihrer Position, so schwingt darin ein süßer Klingklang mit, der sich übersetzen ließe als der Lockruf: „Ja komm, ja komm wacker auf meine Seite!“ Geschieht dies aber, verziehen sie pikiert das Gesicht, da ihnen ÜberläuferInnen stets verdächtig sind.

Eine besonders anrührende Spezies unter den SpalterInnen stellen TheoretikerInnen der Gattung „Heiliger Geist“ dar. Sie treten zumeist als alternde Philosophieprofessoren (seltener -innen) auf. Im Zustande vollkommener geistiger Klarheit wettern sie vom Katheder auf die ZuhörerInnen ihrer Vorlesung herab, daß ja beispielsweise die Naturwissenschaften bis heute ihrer erkenntnistheoretischen oder wissenschaftstheoretischen Begründungen entbehrten und sozusagen ohne guten Grund davon ausgingen, daß die Welt, an der sie ständig herumbastelten, auch tatsächlich existiere o. ä. Diese spalterische Form der Kritik an der praktischen Vernunft ist besonders rührend und liebezend, geht sie doch stillschweigend davon aus, daß die Geisteswissenschaften als Fraktion der Besonnenen den Naturwissenschaften stets dazwischenrufen dürfe, um sie ans Nachdenken zu gemahnen. Hier rümpft die schiere Literalität ihre feine Nase über die Welt des unbedacht bastelnden Sachverstandes und wimmert und jammert und klagt. Tja, rufen wir zurück: Wer andern eine Spalte schlägt, fällt selbst hinein!

4.2 Differenztolerante

Für sie sind Theorie und Praxis ebenfalls zwei Schubladen, die sich jedoch in ein und demselben Schrank befinden und die im Normalfall nicht abgeschlossen sind, obschon in ihnen Schlüssel stecken. In beiden Schubladen herrscht große Ordnung. Differenztolerante tolerieren den Unterschied zwischen Theorie und Praxis, kümmern sich nicht sonderlich um die Seite, auf der sie selber nicht stehen, und dulden diese, solange sie in Ruhe gelassen werden. Differenztolerante koexistieren friedlich auf den beiden Seiten einer dennoch deutlich markierten Grenze. Da sie meist insgeheim davon überzeugt sind, auf der richtigen Seite zu sein, gehören Gelassenheit und Selbstbewußtsein zu ihren häufigsten Merkmalen. Nicht selten wird Differenztoleranten in ihrem Tätigkeitsbereich ein gewisses Maß an Macht und hinreichende Ressourcen eingeräumt. Ihre Gelassenheit geht allerdings nur so weit, wie Grenzen nicht ernstlich verletzt werden, ihnen niemand von der anderen Seite ins Handwerk pfuscht und der je ihrigen Seite genug Mittel zur Verfügung stehen. Wenn es zu Grenzverletzungen, Einmischungen und Ressourcenknappheit kommt, können aus Differenztoleranten schnell SpalterInnen werden. Im Gegensatz zu denen sind sie im allgemeinen jedoch eher recht versöhnlich in bezug auf ÜberläuferInnen (s. u.), denen sie durchaus zumuten, sich nach der Konversion „zu bessern“. Typische Sprachfiguren von Differenztoleranten im Umgang mit der Gegenseite sind z. B.:

- „O.K., das ist ja sehr interessant, aber davon versteh' ich eigentlich nichts.“
- „Können Sie mir als PraktikerIn (TheoretikerIn) das mal erklären?“
- „Das wissen Sie als TheoretikerIn (PraktikerIn) ja selbst am besten.“

4.3 ÜberläuferInnen

Für sie sind Theorie und Praxis zwei halboffene Schubladen im selben Schrank. ÜberläuferInnen verfechten lange Zeit eine der beiden Seiten und laufen an markanten biographischen Punkten plötzlich auf die gegnerische Seite. Sie sind am häufigsten in Form von gescheiterten TheoretikerInnen anzutreffen, die sich zuvor eher differenztolerant gaben.

Wir haben vier verschiedene sagbare Begründungsgeschichten über den Anlaß für den Überlauf gesammelt:

1. Bestechung: Ein Theoretiker bekommt z. B. einen Job als Leiter einer Erziehungsberatungsstelle und konvertiert. Natürlich würde er niemals von „Bestechung“ sprechen, sondern eher eines der folgenden Modelle zur Begründung seines Überlaufs heranziehen.

2. Bekehrung: Hier wird zumeist von erleuchtungsartigen Erlebnissen berichtet...

3. Inneres Krisenmanagement: Diese Form der Konversion ist oft zu beobachten bei eher theoretisch orientierten BerufsanfängerInnen, die in die Mühlen der Praxis geraten. Nach einer Reihe von eskalierenden Konflikten läuft irgendwann „das Faß über“ und es kommt zum Seitenwechsel aus Verzweiflung.

4. Persönliche Entwicklung: Die persönliche Entwicklung als Argument für Konversion bezieht sich zumeist auf eine lange Reihe von angesammelten Erfahrungen und Erkenntnissen, die die Waage dann irgendwann umschlagen lassen. „EntwicklungsüberläuferInnen“ werden anschließend meist zu SpalterInnen, die den VertreterInnen der „alten“ Position, insbesondere Autoritäten, nach dem Seitenwechsel oft herbe Vorwürfe machen, um ihre Entscheidung zu rechtfertigen.

4.4 Wendehälse

Für sie stehen beide Schubladen des Schrankes weit offen, in allen Schubladen herrscht großes Durcheinander. Wendehälse bezeichnen sich mal als TheoretikerInnen, mal als PraktikerInnen und ändern ihre Meinung darüber je nach Situation. Wittern sie in einem Kontext lokale Attraktoren, denen sie sich vorteilhaft und gewinnbringend adhäsiv anschmiegen können, dann wechseln sie rasch und reibungslos auf die Seite der Mächtigen und machen es sich genau dort bequem, wo sich die je gerade gültige lokale Mehrheit bereits niedergelassen hat. Dort kleben sie dann fest wie Saugnäpfe – bis zum nächsten Wetterumschwung. Man und frau darf sich die Wendehälse durchaus als speichelschleckende, farblose und glitschige Schmarotzer vorstellen.

4.5 LeerstellenbewohnerInnen

Für diese neue Generation von Mitmenschen, die viel reden aber nichts sagen, während sie das Nichts verwalten, sind die Schubladen mal offen, mal geschlossen, aber immer grundsätzlich leer. Das ist so, weil ihnen die Schubladen nichts bedeuten, und sie weder zur Theorie noch zur Praxis einen Bezug haben. Ihre Position ist: Keine. Oder anders: Die Angehörigen dieser Spezies sitzen grundsätzlich auf allen Stühlen. Falls sie einmal zwischen die Stühle geraten, fallen sie auf einen dicken Teppich. Wen meinen wir nur? Die LeerstellenbewohnerInnen sind eine Gattung eloquenter VerweigererInnen, wie wir sie z. B. von jener politischen Partei her kennen, die eigentlich verdienftermaßen entkräftet ihrem Verschwinden entgegengehen müßte. LeerstellenbewohnerInnen lassen sich grundsätzlich ersteinmal auf gar nichts festlegen und sind in die Ereignisse, zu denen sie Stellung nehmen, ungefähr in dem Maße involviert, wie ein Bademeister, der am Beckenrand auf und ab geht, in die Schwimmbewegungen der Badenden verwickelt ist: Durch gelegentliches Hingucken. Dementsprechend desinteressiert wirkt denn auch die Nomenklatur dieser redseligen NichtssagerInnen, die kommentareflötend am Beckenrand des finalen Kapitalismus entlangschlendern.

Die blutleere Rede dieser Sprache-heuchelnden Wesen ist oft geschwängert von Rahmenbedingungen, suboptimalen Nutzungen, Fakten und Tatsachen, Sachzwängen und Maßnahmen, von Verantwortung und Augenmaß, von Entscheidungen, Vorgängen und Lösungen: „Ich gehe davon aus, und da sollten wir nicht mit Scheuklappen herumlaufen, daß die Entwicklung der Lage auf dem Arbeitsmarkt eine Herausforderung für alle demokratischen Kräfte darstellt. Wir haben, und damit spreche ich in voller Übereinstimmung mit dem Parteivorsitzenden, dem Präsidium und dem Parteirat, wir haben die feste Absicht und das ganz klare Ziel, ein Paket zu schnüren. Es geht jetzt darum, die Selbstheilungskräfte des Marktes, unsere Zukunftsfähigkeit und unsere Zukunftsgerichtetheit zum Wohle der gesamten Bevölkerung einzusetzen. Innovationskräfte stärken, Investitionshemmnisse beseitigen, das ist doch für alle diejenigen Demokraten, die über den Tellerrand der Geschichte hinausblicken und an einem Strang ziehen, das Motto der Stunde. Wir werden ganz klar durch eine Reihe von wirtschaftsbezogenen Maßnahmen dafür sorgen, daß sich auch hier eine neue Unternehmensphilosophie, ja ein neues Denken, eine neue soziale Verantwortung durchsetzt, damit der Wirtschafts-Standort Deutschland weiter wettbewerbsfähig bleibt und unsere Arbeitsplätze sicher. Denn jede Mark, die ausgegeben wird, muß ja vorher erst einmal verdient werden!“ Oder so ähnlich.

4.6 IntegrationistInnen

Für sie gibt es nur einen einzigen großen Schrank, der manchmal so vollgestopft sein kann, daß einem das bunte Durcheinander, das er birgt, beim Öffnen in den Schoß fällt. IntegrationistInnen versuchen, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen und bemühen sich stets um Harmonie. All ihr Streben und Sehnen will Synthese, Symbiose und Synopse. Sie haben, im Gegensatz zu Wendehälsen und LeerstellenbewohnerInnen, durchaus einen Anspruch an das, was sie tun. Es ist ihre feste politisch korrekte Überzeugung, daß es darauf ankommt, zu versöhnen statt zu spalten, Frieden zu schaffen ohne Waffeln und zutraulich, einander betastend, Schulter an Schulter, voneinander zu lernen. So suchen sie den ständigen Dialog. In den Wissenschaften ist dies als „scientist-practitioner“-Modell bekannt, das auch in Form von „praxisorientierten“ Hochschulausbildungen (mit Praktika) oder umgekehrt, in Weiterbildungen für PraktikerInnen oder auch in der Idee der „Berufsschule“ seine Verwirklichung fand und findet.

5 Standardsituationen I: Praxis bremst Theorie

In diesem Kapitel wollen wir zeigen, wie in bestimmten Situationen und Kontexten unserer Kultur auf die Begriffe Theorie und Praxis rekurriert wird, um diskursiv Positionen einnehmen und durchsetzen zu können. Wir werden im folgenden Standardsituationen aus verschiedenen Praxis-Bereichen beschreiben, in denen die Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis strapaziert wird. Vorab aber noch eine kleine Bemerkung: Wir sind zwar von Haus aus dafür bekannt und beliebt, die von uns geprüften Wirklichkeiten (vgl. etwa die Arbeitspapiere Nr. 5, 8 und 9) endgültig und abschließend so zu beschreiben, daß danach dann eine Ruhe ist. Leider geht das diesmal aber nicht. Wir müssen uns einschränken. Eine Auswahl treffen. Wir können uns ja nicht immer um alles kümmern. Also kommen im kommenden Kapitel nur solche Szenerien vor, die prototypischen, exemplarischen, also Modellcharakter haben: Unsere geneigten LeserInnen erwartet eine Auswahl aus Allzubekanntem. Weggelassen haben wir all jene Szenen, in denen der Unterschied zwischen Theorie und Praxis in den Hintergrund tritt, also Spiele und Skripte, die z.B. zwischen zwei TheoretikerInnen oder zwischen zwei PraktikerInnen laufen. Um zu illustrieren, was wir weggelassen haben, möchten wir mal eben einige Beispiele zeigen:

Der oder die geneigte LeserIn stelle sich zwei PraktikerInnen vor, die sich darüber einig sind, daß sie das, was sie tun, tun müssen (denn wenn sie es nicht täten, täten es andere...). Um sich in dieser unio practica dennoch voneinander unterscheiden (und z. B. Rangunterschiede markieren) zu können, gibt es allerhand interaktionelle Standardspiele; z. B.:

1. **Das Exorbitanzenquartett** – es geht darum, sich gegenseitig die schlimmsten Fälle zu erzählen, um sich gegenseitig zu übertreffen („Ich hatte diese Woche drei Maniker!“ „Das ist noch gar nix, ich hatte zwei agitiert Depressive und zwei Schizos mit Selbstgefährdung! Das war vielleicht ’ne Woche!“). Oder:

2. **Kollegiale Supervision** – Ziel dieser Veranstaltung ist es, sich bei KollegInnen einen Rat zu holen. Gemäß der Grundregel, daß Ratschläge auch Schläge sind, bekommt man und frau aber oft bloß zu hören, daß man oder frau alles ganz anders machen muß, oder daß man oder frau sich halt was einfallen lassen sollte.

Wohl wähnend, daß diese Spiele ausführlich zu beschreiben uns vom Thema Theorie und Praxis abgebracht hätte, haben wir das ebenso seingelassen wie die Beschreibung unterschiedlich orientierter PraktikerInnen, die in einer Institution aufeinanderprallen. So ließe sich z.B. die schöne Situation denken, wie in ein und derselben psychiatrischen Klinik zwei ganz unterschiedliche Menschen zwei ganz unterschiedliche Therapiemethoden anzuwenden versuchen, sagen wir mal, Pharmakotherapie versus Ausdruckstanz.

Ähnliche Szenen sind freilich auch unter TheoretikerInnen denkbar, und obwohl sie auf einer anderen Ebene stattfinden, geht es auch hier darum, sich im Diskurs möglichst viel Raum zu verschaffen:

1. **„Kollegialer“ Diskurs** – Scheinbar geht es darum, gemeinsam über ein Problem nachzudenken. Tatsächlich läßt sich das Folgende beobachten: Zitieren entlegener Quellen, kühne Interpretationen, endloses Zerfasern von Begriffen, absichtliches Sich-unwissend-Stellen („Aber wissen wir denn eigentlich, wie Kant das gemeint hat?“), Flucht ins Winzige („Sehen Sie dieses Komma, das ist sozusagen ein Umbiegekomma, da kippt die ganze Argumentation, da guckt er sozusagen von der Gegenseite und tut nur so, als sei das seine eigene Position...“).

2. **Tit for Tat** – Es geht darum, sich gegenseitig die spektakulärsten Erkenntnisse zu unterbreiten („...und dann hab’ ich bei Hegel eine Stelle gefunden, die alles vorher Gesagte wieder zurücknimmt...“ „Ja, aber wenn du die Endnoten liest, zumindest in der historisch-kritischen Ausgabe, dann siehst du ja auch, daß er das ganz anders gemeint hat...“)

3. Die **beliebige Besetzung des Theorie- oder Praxisbegriffs** – In einem Willkürakt wird die Position eines potentiellen wissenschaftlichen „Gegners“ zum Beispiel einfach als „unüberlegte Praxis“ diskreditiert, nicht ohne sich selbst auf die Seite der „überlegenen Theorie“ zu stellen. Diejenigen, die sich auf der „Gegenseite“ sehen, auf die sie geradezu gewaltsam gestoßen wurden und auf der sie es selber womöglich gar nicht wohnlich finden, sind nun in der unglücklichen Lage, sich nicht mehr aussuchen zu können, ob sie sich mehr als PraktikerInnen oder mehr als TheoretikerInnen etikettiert sehen wollen. Sie stehen unfreiwillig auf der Praxisseite und müssen sich ebenda gegen Angriffe verteidigen. Bei der evaluativen Besetzung des Theorie- oder Praxisbegriffs handelt es sich also um eine Scheidung zwischen Theorie und Praxis „als ob“, um eine nach Gutdünken und vor dem Hintergrund politischer Interessen in die Sprache hineingeschlagene rhetorische Schneise, die primär dazu dient, einem „Feind“ den Praxis- oder Theoriestempel auf die Stirn zu drücken und ihn damit unmöglich zu machen. Daß man und frau sich als diskreditierte Person zunächst auf die Besetzung einlassen muß, und daß bei ungenauer Betrachtung das Ganze auch einige Überzeugungskraft hat, tja, das ist eben das Zynische an dieser Art mit Theorie und Praxis zu argumentieren.

Verehrte LeserInnen, Sie merken es selbst: Dieses Arbeitspapier wäre zweifelsohne aus allen Nähten geplatzt, hätten wir unser Augenmerk auch noch auf diese (sicherlich delikaten und interessanten) Veranstaltungen gelenkt. Statt dessen haben wir all die großen konfrontativen Standardsituationen aufgezeichnet, in denen Theorie und Praxis als geharnischte und gewaffnete Widersacher schnaufend aufeinander zureiten und danach trachten, einander gegenseitig aus dem Sattel zu klatschen.

5.1 „Wir sind eigentlich alle ganz nett hier“

Man oder frau stelle sich eine junge, romantisch oder modern gesonnene Praxisnovizin vor, voller Ideale (mit einem ofenfrischen Hochschuldiplom in der Tasche), die nun in die Welt der Praxis gerät, etwa in einen Job, der von mehr oder weniger desillusionierten Burnouts gemacht wird. Hier kommt es nun zu verschiedenen Initiationsriten, die alle den angeblichen Widerspruch und die Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis strapazieren und dazu dienen, die NovizInnen dem Praxisbetrieb anzupassen. In unserem „Eskalationsmodell des Praxisnoviziats“ unterscheiden wir verschiedene Stadien. Die Eskalation ist eine Folge der Beharrlichkeit, mit der die Novizin ihre „theoriebasierte“ Geisteshaltung beibehält, obwohl die Praxiswelt sie davon abzubringen versucht. Die ersten Stadien sind vom Tonfall her noch familiär freundlich – ständig wird mit Beziehungsaspekten hantiert. Widersetzt sich die Novizin diesen Anpassungsanforderungen, so wird der Ton deutlich kühler, trockener, die Argumentation verlagert sich auf die Sachebene und gipfelt schließlich in offenen Drohungen.

5.1.1 Erstes Stadium: „Herzlich Willkommen!“

Die Novizin wird in ihrer Arbeitsstelle herzlich willkommen geheißen. Vielleicht ist ihre Stelle gerade neu geschaffen worden und keiner weiß so ganz genau, was sie eigentlich machen soll, vielleicht tritt sie aber auch in die Fußstapfen eines Kollegen, der soeben seinen Erziehungsurlaub angetreten hat. Auf jeden Fall zeigen alle KollegInnen eine wohlgesonnene Maske (hinter der sich von Interesse bis Desinteresse, von Wohlwollen bis Ignoranz, von Zutraulichkeit bis Mißtrauen alles verbergen kann), die alten Häsinnen machen Hilfsangebote aller Art, Hierarchien werden freundlich abgesteckt, und,

klar, alle Türen stehen weit offen. Da die systeminternen Regeln jedoch trotzdem mehr als intransparent sind und es zu Beginn kaum Informationen über banale „Richtig/Falsch“ Entscheidungen gibt, fühlt sich die Novizin ziemlich alleine und ratlos. Das Praxissystem erwartet nun, daß die Novizin sich aus eigener Kraft orientiert und anpaßt. Dabei sollen die folgenden Sprachskripte helfen:

- „Wir sind eigentlich alle ganz nett hier!“
- „Wissen Sie, unsere Abteilung ist schon ein ganz netter Haufen! Sie müßten mal sehen, wie wir feiern können!“
- „Schauen Sie sich erst mal in aller Ruhe um!“
- „Ich hab’ Ihnen erst mal was zu Lesen hingelegt!“
- „Hier können Sie eine Menge lernen!“
- „Für Fragen steht Ihnen Frau Wildfänger zur Verfügung!“
- „Meine Tür steht immer für Sie offen!“
- „Wenn Sie irgendwelche Probleme haben: Sie können sich jederzeit an mich wenden!“

Schon bei der Vorstellung können jedoch klare Machtmarkierungen gesetzt und indirekt Kompetenzen abgesteckt werden:

- „Das ist unsere neue Kollegin, Frau Waldfeger, die hier demnächst für die Beratung zuständig sein wird.“
- „Unser Team wird jetzt auch von einer Psychologin verstärkt.“
- „Das ist unsere neue Mitarbeiterin, Frau W. Sie beschäftigt sich sehr mit Familientherapie.“

Und eine ganz abgeschmackte, aber scheinbar immer noch verkehrsfähige Variante lautet:

- „Darf ich ihnen unsere neue Mitarbeiterin vorstellen: Frollein Förster.“

5.1.2 Zweites Stadium: „Bei uns läuft das so!“

Unsere Praxisnovizin, die Sie, geneigter Leser und geneigte Leserin, mittlerweile schon ein wenig ins Herz geschlossen haben, unsere Novizin also entdeckt nun in der ersten Zeit ihrer beruflichen Erfüllung eine Fülle von institutionellen und organisatorischen Regeln, die (noch) nichts mit den berufsspezifischen Inhalten zu tun haben: Kleiderordnung, Zeitpunkt der Kaffeepausen, Sitzordnung bei den Kaffeepausen, Dienstplan, Postabholung, Dienstweg, Hierarchien, Kernzeiten etc. Diese Regeln werden der Novizin nie gebündelt weitergegeben; statt dessen erfährt sie sie in konkreten Situationen derart, daß sie sich eine „Beule“ holt. Bei größeren „Beulen“ kann es schon mal vorkommen, daß ältere KollegInnen die Sache auf ihre Kappe nehmen und selbstanklagend sagen, daß sie das der Novizin eigentlich vorher hätten sagen müssen, aber dennoch, die „Beule“ bleibt. Einige Beispiele:

- Nach der Kaffeepause: „Auf dem Platz, auf dem Du gegessen hast, sitzt eigentlich sonst immer der Chef! Das hätte ich Dir vielleicht vorher sagen sollen.“
- Oder: „Du, der Kaffee, den Du da getrunken hast: Eigentlich war der aus der Buchhaltungskanne. Die Therapeutenkanne ist die rosafarbene.“
- Der Novizin wird ein Berg Arbeit auf den Schreibtisch gelegt, den sie erst mal zur Seite legt: „Das mach’ ich dann am Freitag Nachmittag.“ Kollegin: „Freitags gehen wir schon um eins.“
- Unsere Novizin sitzt mit einer Kollegin in der Cafeteria und trinkt Kaffee. Da huscht der Chef vorbei. Kollegin: „Da ist der Chef!“ Novizin: „Schön für ihn.“ Kollegin: „Na, na, so würde ich aber nicht über den Chef reden. Verscherz’ Dir das mal nicht mit dem!“

Naturgemäß gibt es in einer Organisation auch inoffizielle Freiräume (z. B. zusätzliche Pausen), die meist von den „alten Häsinnen“ geschaffen wurden. Eben diese Letzteren achten auch peinlichst genau darauf, daß die Freiräume nicht von irgendwelchen jungen HüpfenInnen leichtfertig aufgegeben werden. Um solche organisationsspezifischen Rituale nicht zu gefährden, muß sich unsere Novizin an bestehende Regeln anpassen, so seltsam diese auch erscheinen mögen:

- Kollegin: „Wenn Du die Akten auf Station C 22 bringst, das dauert eine halbe Stunde.“ Novizin: „Wieso das denn? Ich bin doch in zehn Minuten wieder da!“ Kollegin: „Einmal C 22 dauert eine halbe Stunde. Grundsätzlich.“

5.1.3 Drittes Stadium: „Das haben wir schon immer so gemacht!“

Jetzt erst geht es um berufliche Inhalte, um die Anwendung von Theorien, um berufliches Handeln. Nach der oben beschriebenen rein äußerlichen Anpassungsphase an das Praxissystem, kommt es nun zum ersten Mal dazu, daß unsere Novizin in einer konkreten Situation einen inhaltlichen Vorschlag macht, wie denn zu verfahren sei oder was denn inhaltlich-praktisch zu verändern sei. Das ist problematisch. Denn wenn eine Institution erst mal so richtig gut eingefahrene Praxis-Gewohnheiten hat, dann beharrt sie meist darauf, auch wenn sich diese Gewohnheiten mit der Zeit als immer weniger effektiv und arg dysfunktional erweisen. Leise Einwände von Seiten der NovizInnen, daß man und frau dies und jenes vielleicht auch so und so machen könnte, werden entweder mit der Metapher von der „Bewährung“ oder mit dem Hinweis auf unentwirrbar komplexe Zusammenhänge abgeschmettert. Oder anders: Die Beharrungstendenz der Institution wird als Bewährtheit deklariert oder mit Vernetztheit entschuldigt.

Was der Novizin im einzelnen widerfahren kann, läßt sich grob in zwei Stränge einteilen. Zum einen scheint es darum zu gehen, die Novizin schon zurückzupfeifen und zu blockieren, bevor sie überhaupt losgelaufen ist. Es könnte ja sonst vielleicht passieren, daß ein junger, hoffnungsvoller Mensch eine Aufgabe erfolgreich bewältigt, an der man oder frau selbst zuvor gescheitert ist. Also wird zunächst einmal versucht, unsere Novizin mit dem Hinweis auf sogenannte Sachzwänge und das Heraufbeschwören negativer Konsequenzen auszubremsen. Diese selbstaufwertenden und durchaus neiderfüllten Versuche der KollegInnen, die Novizin dem Betrieb auch inhaltlich anzupassen, gehen bisweilen so weit, daß genau die Bedingungen und „Sachzwänge“ hergestellt werden, die die Novizin samt der von ihr vertretenen Theorie zum Absturz bringen. Wir könnten das auch Xenophobie nennen.

- „Wir machen das so. Und das wird auch in Zukunft so bleiben. Das hat sich in der Praxis einfach bewährt!“
- „Das haben wir schon immer so gemacht!“
- „Die Dinge sind, wie sie sind.“
- „Wir können hier nicht machen, was wir wollen. Wir müssen uns schließlich auch nach oben rechtfertigen.“
- „Wir würden ja gerne, aber wir können nicht.“
- „Uns sind die Hände gebunden.“
- „Also wir haben mit sowas eher schlechte Erfahrungen gemacht.“
- „Wir haben hier ja gar nicht die Bedingungen, um so was durchzuführen.“
- „Uns fehlen einfach die Mittel für solche aufwendigen Prozeduren.“
- „Wenn wir das anders machen, blickt ja keiner mehr durch.“
- „Wenn Sie X ändern, müssen Sie Y auch ändern. Und dann bringen Sie ja den ganzen Ablauf durcheinander.“
- „Da könnte ja jeder kommen und Vorschläge machen!“
- „Mit solch einem Quatsch können wir uns hier nicht beschäftigen.“
- „Wenn Du Dich hier durchsetzt, dann können wir den Laden zumachen.“

Zum anderen scheint es darum zu gehen, der Novizin klar zu machen, daß sie viel zu hohe Ansprüche und Ideale hat und aus ihren Wolkenflügen nun dringend auf den Boden der Tatsachen zurückfinden muß. Dabei läßt man/frau unsere Novizin durchaus auch erst mal laufen und wartet ab, bis sich ein Mißerfolg akzentuieren läßt. Da die KollegInnen die neuen Ideen nicht verstehen (wollen), sind diese zum Scheitern verurteilt. Interessant ist, daß die alten Häsinnen oft eine Art von Verständnis zeigen für die Illusionen, die die Novizin sich da in ja rührender Weise macht, denn sie hatten diese Illusionen, vor langer Zeit, auch einmal. Die erfahrenen PraktikerInnen stellen sich selbst also als geläuterte TheoretikerInnen dar und warnen vor jugendlichem Leichtsinn. Die Novizin wird grundsätzlich als klein, grün und unfähig gesehen, deswegen sollte sie sich in ihrem eigenen Interesse an die Erfahrung der alten Häsinnen halten. Die augenscheinliche Ausübung von Praxismacht tritt als Hilfestellung verkleidet auf.

- „So wie Du habe ich auch mal gedacht. Das legt sich mit der Zeit!“
- „Solche Illusionen hatte ich auch mal, aber in der Praxis klappt das ja alles gar nicht.“
- „Als ich so jung war wie Du, hatte ich auch noch solche Flausen im Kopf.“
- „Wenn Du erst mal ’n bißchen Erfahrung gesammelt hast, wirst Du einsehen, daß es so nicht geht.“
- „Ich würd das lieber nicht versuchen, Du verbrennst Dir daran bloß die Finger.“
- „Damit machst Du Dich hier nur unbeliebt.“
- „Solche kühnen Ideen behältst Du besser für Dich.“
- „Wir haben hier schon viele kommen und gehen gesehen.“
- „Wir haben hier schon etliche Kolleginnen überlebt.“

5.1.4 Viertes Stadium: „Deine Theorien kannst du dir hier abschminken!“

In diesem Stadium erheben sich die inhaltlichen Sachzwänge von ihren Plätzen und setzen drohende Mienen auf. Oder anders: Die von unserer jungen und immer noch hoffnungsvollen Novizin vertretenen Theorien und Modelle werden jetzt offen abgelehnt. Es geht darum, daß diese „neuen“ Theorien zwar ganz nett sind, aber für die Praxis nicht „passen“: Sie werden mit dem pauschalen Hinweis auf mangelnde Anwendbarkeit und Bewährtheit diskreditiert. Ein sehr beliebter Vorwurf von PraktikerrInnen ist, die Theorie sei passiv, die Praxis aber krempele die Ärmel auf und erledige beherzt die Aufgaben, die da nun mal zu erledigen seien. Oft wird dies nur dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die alten Häsinnen ein leises Stöhnen ausstoßen und ihren Blick zur Decke richten, wenn die Novizin einen inhaltlichen Änderungsvorschlag macht. Dahinter steckt ein moralischer Zeigefinger, der drohend darauf hinweist, daß die Novizin, die immer alles besser weiß, ja selber noch gar nichts geleistet hat. Sodann wird der Handlungsbedarf ins Feld geführt, der ja nun einmal jetzt bestehe und ein rasches Eingreifen erzwingt. So wird die eigentlich immer noch theoretisch überlegende Novizin zum kommunal genehmen Benehmen gezwungen.

- „Deine Theorien kannst Du Dir hier abschminken. Jetzt ist Handeln gefragt.“
- „Die Probleme, die wir hier haben, löst man nicht am grünen Tisch.“
- „Diese ganzen Ideen nützen Dir hier gar nix.“
- „Das ist ja theoretisch alles ganz schön, aber hier ist sowas nicht machbar.“
- „Das ist ja alles schön und gut, aber hier gelten andere Gesetze.“
- „Das ist ja gut und schön, aber das klappt nicht bei Psychotikern.“
- „Gilt das denn überhaupt für solche Fälle, wie wir die haben?“

Der größte Fehler, den die Novizin in Ermangelung von Erfahrung machen kann, besteht darin, daß sie explizit auf alternative Theorien verweist, etwa indem sie entsprechende Fachliteratur heranzieht:

- „Ja ja, Papier ist geduldig.“
- „Ich frage mich, wann Sie auch noch die Zeit finden, sowas zu lesen.“
- „Ob das alles so stimmt, was die Herren Professoren Euch so erzählen.“
- „Sowas lernt man heute an der Uni?“
- „90% von dem, was Du an der Uni gelernt hast, kannst Du hier sowieso vergessen.“
- „Haben Sie denn überhaupt Erfahrung mit solchen Patienten?“
- „Haben Sie denn mit diesem Konzept überhaupt schon einmal irgendwo gearbeitet?“
- „Wo wird das denn gemacht?“
- „Was soll das denn bringen?“
- „Von wem ist das denn erfunden worden?“
- „Hier zählt nur, was hinten rauskommt.“
- „Seit wann gibt es denn diese Theorie?“
- „Das ist ja vollkommen weltfemd, was Du da vorhast.“
- „...und wir müssen das dann wieder ausbaden.“
- „Sie machen hier Experimente und wir haben hinterher die Arbeit damit.“
- „Was weißt Du denn schon vom Leben?“

- „Krieg Du erst mal selber einen solchen Fall.“
- „Warte erst mal ab, bis Du Nachtschicht hast.“
- „Wenn die randalieren und Du bist ganz alleine auf der Station, dann wirst Du schon sehen, wie weit Du mit Deinen Ideen kommst.“
- „Da können wir nicht lange drumrumreden, da müssen wir was tun!“
- „Wenn Du noch länger grübelst, ist es wahrscheinlich zu spät.“
- „Mach das erstmal so. Nachdenken kannst Du später immer noch.“
- „Wir reden und reden und da draußen geht die Post ab!“

5.1.5 Fünftes Stadium: „Und Tschüs!“

Dieses Stadium wird von den meisten NovizInnen nicht erreicht, da sie sich in den Stadien eins bis vier bereits erschöpft und totgelaufen, also angepaßt haben. Die skizzierten vier Stadien reichen also bei den meisten BerufsanfängerInnen völlig aus, um sie zu desillusionieren und auszubremsen. Viele, zunächst theoretisch orientierte NovizInnen, werden nach kurzer Zeit zu ÜberläuferInnen, womöglich sogar zu SpalterInnen (vgl. Kapitel 4). Einige wenige NovizInnen jedoch gehen den ganzen Weg und betreten einigermaßen betreten auch das fünfte Stadium. Wenn die Bedenken und Vorschläge der Novizin nicht enden wollen, besteht die Gefahr, daß die allzu strapazierte vordergründige Freundlichkeit der KollegInnen plötzlich in sich zusammenklappt: Die von der Novizin vertretene Theorie wird zum Politikum, die Novizin selbst zur Feindin. Bevor jedoch dieses fünfte Stadium erreicht wird, ist unsere Novizin schon zur seltsam angesehenen Außenseiterin aufgestiegen. Oft wird sie in ihrer Tätigkeit auch bereits so behindert, daß sie keinerlei Chancen mehr hat, durch praktische Erfolge zu überzeugen. Von den KollegInnen gibt es dann direkt oder indirekt tuschelnd Häme und Verachtung:

- „Wer hoch hinaus will, wird tief fallen!“
- „Flieg nicht so hoch, mein kleiner Freund.“
- „Hochmut kommt vor dem Fall.“
- „Runter kommen sie immer.“

Interessanterweise können die zunächst so freimütig eröffneten inoffiziellen Freiräume nun auch dazu benutzt werden, die Novizin offiziell zu maßregeln und zu disziplinieren, freilich nicht ohne eine gewisse Perfidie (man/frau beachte die Zeitform des Präteritums!):

- „Wie man hört, brauchten Sie ja jedesmal eine halbe Stunde um auf C 22 zu gehen.“
- „Wenn man Sie vermißte, brauchte man ja nur auf C 22 zu suchen.“
- „Bei den Kaffeepausen waren Sie ja wohl immer präsent.“

Schlußendlich gibt es von der Chefin einen klaren Verweis auf die Machtverhältnisse; denn wenn alles andere nicht mehr hilft, kann die Praxis-Institution plötzlich auch ganz amtlich daherkommen:

- „Sie verletzen die Grundlage ihres Arbeitsvertrages, meine Liebe.“
- „Meine Liebe, Sie setzen Ihren Job aufs Spiel mit Ihren Ideen.“
- „Haben Sie sich eigentlich schon mal überlegt, was Sie machen, wenn Ihr Vertrag nicht verlängert wird?“

Geneigte Leserin, geneigter Leser! Sie werden zugeben: Auch wenn diese Geschichten nicht immer so ausgehen und ausgehen müssen, wie oben geschildert – ganz unbekannt sind solche Szenen nicht. Es gehört schon einiges an Geschick und Ausdauer dazu, in solch einem Kontext zu verweilen, ohne ganz und gar dessen ungeschriebenen Gesetzen zum Opfer zu fallen und von den erstaunlichen Kräften des Altbewährten zermalmt zu werden. Eben diese Kräfte werden uns in diesem Papier allerdings noch öfter begegnen.

5.2 „Es spricht zu uns: Frau Dr. Wildforst!“

Man oder frau stelle sich vor, die Theorie kommt in die Praxis und hält dort einen Vortrag. Das nennt man/frau auch Fort- oder Weiterbildung. Warum lädt die Praxis überhaupt die Theorie ein? Wohl

meist aus Legitimationsgründen, seltener, um die Praxis tatsächlich zu reflektieren. Theorie heißt Wissenschaft und Wissenschaft heißt Seriosität, und die verschafft sich die Praxis über sogenannte Fort- und Weiterbildungen. Die sollen dann dafür bürgen, daß das, was in der Praxis passiert, auf theoretischem Wissen basiert. Die Theorien sollen die Löcher stopfen, die das Gewand der Praxis verunzieren.

Wer lädt ein? Nun, wir denken, daß eher Differenztolerante und IntegrationistInnen ein verstärktes Interesse daran haben, von theoretischen Wasserfällen benetzt zu werden. Wenn diese beiden Gruppen von ZuhörerInnen stark überwiegen und der Vortrag einigermaßen gut ankommt, kann sich danach so etwas wie ein Beratungsgespräch entwickeln; nach dem Vortrag umlagern PraktikerInnen die Theoretikerin, um sie mit einer Fülle abstruser Einzelfälle zu malträtieren: „Ich habe da so einen Fall, da komme ich nicht weiter. Vielleicht können Sie mir da helfen?“

Und was für ein Publikum wünscht sich die Theorie? Ein offenes, experimentell orientiertes, denkfreudiges. Die Theorie möchte in ihrem Vortrag gerne kunstvoll gewirkte Sprachspiele anbringen – „Sollen Frauen Männer lieben oder lieber lassen?“ –, die Praxis dagegen hätte lieber ein paar handfeste Rezepte. Deswegen bereiten sich echte PraktikerInnen auf den Vortrag gut vor (siehe unten). Grundsätzlich argumentieren theoriefeindliche PraktikerInnen (als SpalterInnen) mit einem ganz ungebrochenen, erschreckend naiven Realismus: „Die Wirklichkeit sieht aber anders aus!“

5.2.1 Sich mit Bescheidenheit den Ansprüchen einer Theorie entziehen

Die einfachste und sozial verträglichste Möglichkeit, sich als PraktikerIn den Ansprüchen einer Theorie zu entziehen, ist, sich als schiere PraktikerIn dümmer zu stellen als man/frau ist. In diesem Skriptgenre werden die TheoretikerInnen gar nicht erst angegriffen, sondern es wird erfolgreich versucht, sich dem Neuen, Beunruhigenden, Irritierenden, ja vielleicht sogar Imponierenden sacht und devot zu entziehen. Wir denken, daß das folgende eher von langgedienten Differenztoleranten vorgebracht wird.

- „Ich bin ja nur ein Mann der Praxis.“
- „Das ist mir alles zu hoch!“
- „Ich hab’ davon ja keine Ahnung, aber ich finde, daß...“
- „Also hier unten an der Basis ist das ja oft so, daß...“

5.2.2 Mangelnde Praxisnähe vorwerfen

Dies ist eine noch relativ harmlose Argumentationslinie, in der SpalterInnen die Divergenz von Theorie und Praxis betonen und ihr Mißtrauen deutlich machen, was den Transfer von der Theorie zur Praxis angeht. Sie bremsen buchstäblich die Theorie aus, indem sie klar machen, daß die vorgestellte Theorie ein Stück weit ja ganz gut und schön sei, in der Praxis aber alles anders aussehe. Der Vorteil für die PraktikerInnen besteht darin, daß sie auf die einzelnen theoretischen Inhalte gar nicht näher einzugehen brauchen. Ja, sie brauchen nicht einmal weiter darüber nachzudenken, da das alles ja eh nicht praktikabel ist. Die PraktikerInnen können sich so entspannt zurücklehnen. Sie sind entlastet.

- „Das ist ja alles ganz schön, aber viel zu allgemein.“
- „Also was heißt das denn jetzt praktisch und konkret?“
- „Wie kann man das denn jetzt umsetzen?“
- „Was soll ich denn jetzt damit machen?“
- „Hat sich das denn bewährt?“
- „Wo wird das denn so gemacht?“
- „Was gibt’s denn da für Beispiele?“
- „Das ist so aufwendig, da sitz’ ich ja drei Tage dran!“

Der Tonfall kann natürlich auch etwas angespannter werden:

- „Das ist gut gedacht, aber trotzdem daneben. Die Praxis sieht doch anders aus!“
- „Wie soll man das denn integrieren in den Alltag, wenn nur zwei Leute auf der Station sind?“

- „Im Sterbehilfebereich, wo ich tätig bin, sieht das ganz anders aus, da können Sie das nicht gebrauchen.“
- „Ich kann damit als Praktikerin wenig anfangen.“
- „Meine Erfahrung sagt mir, daß das nicht funktionieren kann.“
- „Irgendwie habe ich mich mit meinem Praxis-Alltag da nicht so ganz richtig wiedergefunden in Ihrem Vortrag!“
- „Ich finde, das klingt alles ziemlich verkopft.“

5.2.3 Den Wert von Theorien an sich anzweifeln

Hier werden die SpalterInnen unter den PraktikerInnen etwas unverblümt und fragen ganz offen, was man/frau mit Theorien in der Praxis eigentlich und überhaupt anfangen kann.

- „Am grünen Tisch läßt sich alles Mögliche erfinden!“
- „Vor 10 Jahren haben wir die klientenzentrierte Beratung gelernt, heute ist es das Systemische, und in 10 Jahren gibt es wieder was Neues. Aber in der Praxis ändert sich doch dadurch für uns gar nichts. Wir müssen trotzdem die Arbeit alleine machen!“
- „Wenn ich in der Praxis eins gelernt habe, dann das, daß man mit Theorien hier eben nicht weiter kommt!“
- „Es ist doch ganz egal, was man tut, es hilft sowieso nicht.“
- „Es ist doch ganz egal, was man tut, Hauptsache es hilft.“
- „Sie kommen hier mit schönen Theorien reingeschneit, aber in unserer Drogenberatungsstelle ist Handeln angesagt. Da kommen Sie mit Theorien nicht weiter!“

5.2.4 Zeigen, daß das alles nichts Neues ist

In diesem Genre werden lauter Fallbeispiele angeführt, die der Vortragenden zeigen, daß man und frau schon immer, quasi unbewußt, nach dieser Theorie gearbeitet hat. Damit wird die Theorie gleichsam entwertet und als Legitimationsinstrument für die eigene Praxis mißbraucht, die sich so moralisch entlastet.

- „Aber das macht man doch sowieso so.“
- „Das sagt mir doch schon mein gesunder Menschenverstand, daß ich das so machen muß.“
- „Ich habe mit allen meinen Patienten schon immer sowas gemacht.“
- „Das hat die Psychoanalyse schon immer so gemacht, nur anders ausgedrückt.“

5.2.5 Die Theoretikerin persönlich angreifen

Jetzt wird es ernst. Nachdem die Theoretikerin die ersten vier Phasen einigermaßen unbeschadet überstanden hat, muß sie sich nun auf persönliche Angriffe gefaßt machen:

- „Das müssen Sie mir erstmal vormachen, wie sich das umsetzen läßt!“
- „Haben Sie selbst denn schon mal damit gearbeitet?“
- „Haben Sie denn überhaupt Erfahrungen mit Enuresis?“
- „Das klingt aber stark nach Elfenbeinturm! Welche Erfahrungen haben Sie denn damit in der Praxis gemacht? Wie? Ach, gar keine !?“
- „Glauben Sie denn, daß Sie selbst das alles so richtig verstanden haben?“

5.2.6 Finales Fallenstellen

In diesem fortgeschrittenen Stadium des Dialogs zwischen Theorie und Praxis wird es nun noch deutlicher. Wenn alles bisher vorgebrachte noch nichts gefruchtet hat, greifen die SpalterInnen unter den PraktikerInnen zu dem bewährten Mittel, die Theoretikerin mit Killerargumenten so in die Enge zu treiben, daß diese sich als unmoralisches Monster entlarven muß! Dabei besteht die Logik des finalen Fallenstellens darin, mit entlegenen aber moralisch besetzten Einzelfällen herumzuwinken. Wir stellen uns gerne vor, wie die PraktikerInnen beim Vortrag der folgenden Sinnsprüche sich genüßlich lächelnd zurücklehnen:

- „Machen Sie das doch mal mit einem Psychotiker!“
- „So, und wenn ich da jetzt einen habe, der will sich umbringen. Was machen Sie denn dann? Den können Sie ja schlecht festbinden.“
- „Wenn wir nach Ihrer Theorie arbeiten würden, dann würden doch alle Patienten hier durchdrehen und müßten dann später erst recht zugehöhnt oder fixiert werden!“
- „Ich soll also auf den Patienten zugehen und mit ihm sprechen, wenn er taubstumm ist, ja?“
- „Sie würden eine Anorektikerin also zunächst mal sterben lassen!?“

5.3 „Was studierst Du?!“

Stellen wir uns vor, wie jemand, der sich ganz und gar der Theorie ergeben hat, an einen überaus praktisch orientierten Alltagsmenschen gerät und zerrupft wird. Dieses schöne und lustige Spiel ist wahrscheinlich all denjenigen geneigten LeserInnen gut bekannt, die StudentInnen eines „richtigen“ geisteswissenschaftlichen Faches sind oder werden wollen, weil sie das besagte Fach interessiert und sie sich vom Studium desselben so etwas wie einen Erkenntnisgewinn, eine intellektuelle Anregung, Reflexion oder gar so etwas wie Selbstverwirklichung, ja echte Menschwerdung erhoffen. Diesem oftmals eher ätherisch-ästhetischen Wandeln und Wallen wird von den bodenständigeren Bewohnern unserer Breiten dann gern mit der Mär vom Lebenskampf eins ausgewischt. Treffen beherzte Theorie- LiebhaberInnen nun auf die im harten Alltag haftenden AgentInnen des „wirklichen Lebens“, die von reinen Geistesdingen nicht viel halten, so dürfen jene getrost damit rechnen, daß diese ihnen den einen oder anderen Bremsklotzförmigen Spruch in den Weg werfen. Der Tonfall dieser Kundgebung kann dabei ein eher besorgter, auch vorwurfsvoller (Papa, Mama, finanziell erfolgreicher Onkel in den USA etc.), aber auch ein spöttischer sein (WiWi- und JurastudentInnen etc.). Es lassen sich drei verschiedene diskursive Bremsklötze für theoretisch interessierte StudentInnen unterscheiden:

5.3.1 Das Studium als Selbstverschwendung

Die AgentInnen der rauhen Wirklichkeit beobachten längere Zeit das lebhafteste Interesse der TheorieliebhaberInnen für geistige Dinge und wundern sich. Dabei tragen sie eine besorgte und etwas mitleidige Miene zur Schau. Auf den Gleisen ihrer Gehirne fahren derweil die folgenden folgenreichen Gedanken auf und ab: Das ist doch verlorene, vertane Zeit, das zahlt sich nicht aus, damit kann man später (und frau erst recht) nichts anfangen, das ist reine Talentverschwendung, schiere Arbeitskraftvergeudung! Eines Tages nun entgleisen den AgentInnen diese Gedanken und rasen den ahnungslosen TheorieliebhaberInnen direkt ins Gesicht. Nach dem Warnsignal „Na, was macht denn das Studium?“ kracht es dann:

- „Was studierst Du, Psychologie? Willst nicht lieber was Praktisches machen?“
- „Ist das nicht eine brotlose Kunst?“
- „Kann man denn davon überhaupt leben?“
- „Was kann man denn später damit machen?“
- „Was verdient man denn da später so?“
- „Verlierst Du nicht zuviel Zeit mit all dem Gelerne?“
- „Mach doch lieber erst mal eine Ausbildung. Dann hast Du schon ’mal ’ne Basis.“
- „Hömma, wat willze denn mit so’n Laberfach?!“

5.3.2 Das Studium als Verschwendung öffentlicher Mittel

Sprüche dieser Form gestehen den TheorieliebhaberInnen zwar die Vergeudung ihrer Talente zu (is’ ja ihre Privatsache), beklagen aber zugleich den gesamtgesellschaftlichen Schaden, den die lebensfernen geisteswissenschaftlichen Studiengänge anrichten, indem sie so etwas wie gesellschaftskritische nörgelige Überhirne und arbeitsscheue langsame Brüter in die Welt setzen, die im Anschluß an das Studium direkt ans soziale Netz gehen. Diese arbeitsmarktorientierte Argumentation schießt (mit dem rechten Auge) in Richtung Bruttosozialprodukt und schreckt auch vor so stammtischträchtigen Begriffen wie „Schmarotzer“ oder „Steuerzahler“ nicht zurück:

- „Na, wann bist Du denn mal fertig mit Deinem Studium?“
- „Willst Du Dich nicht lieber erst mal nützlich machen?“
- „Philosophie studierst Du? Was hat das denn für einen Nutzen für die Menschheit?“
- „Hast Du eine Ahnung, was uns die ganzen Studienabbrecher überhaupt kosten?“
- „Das BaföG wird Euch doch in den Hintern geschoben!“
- „Wißt Ihr eigentlich, wer das bezahlt? Wir alle!“
- „Die arbeitende Bevölkerung ist es doch, die Euch das ermöglicht!“
- „Euch müßt se ma anne Arbeit kriegen!“
- „Euch brauchen wir heutzutage doch zuletzt.“
- „Ihr fliegt doch als allererste wieder raus!“
- „Weißt Du eigentlich, was den Steuerzahler so ein Studium kostet?!“
- „Und diejenigen, die richtig arbeiten, die müssen sowas dann bezahlen!“
- „Das Diplom ist doch sowieso nur was fürs Arbeitsamt.“
- „Na, mit arbeitslosen Akademikern können wir ja bald die Straße pflastern!“
- „Wir haben Dir das Studium finanziert, damit Du es mal besser hast als wir, und nicht, damit Du Dich den lieben langen Tag mit Wolkenschieberei beschäftigst!“

5.3.3 Das Studium als Luxusartikel

Sofern ein Studienfach nicht durch überbordende Stofffülle und rigide Curricula gekennzeichnet ist, sofern sich also Freiräume für eigenverantwortliche Stundenplangestaltungen und die Streuung studentischer Interessen ergeben, kann es passieren, daß einem ein massiger Vorwurf entgegentappt, der auf den Namen „Luxus“ hört. Und wo der Luxus erst mal Fuß gefaßt hat, da ist, wie wir alle wissen, das Lotterleben naturgemäß nicht weit. So kann den TheorieliebhaberInnen der Vorwurf des Luxus’ sowohl in der Tonart eines strahlenden, stolzen, die Klassegegensätze betonenden Praktiker- und ArbeiterInnenbewußtseins, aber auch in einem dumpfen, faschistoiden Ausgrenzungsgetöne entgegengetrötet werden: Ein Studium, dem es an Zucht und Ordnung gebricht, ist die Keimzelle von sozialen Unruhen, Anarchie, Terrorismus (tja, schön wär’s!). Der Unterschied des Luxusarguments zu den Bremsklötzen 1 und 2 besteht darin, daß nicht auf die Verschwendung (privater oder gesellschaftlicher) Ressourcen abgehoben wird, sondern versucht wird, das theoretische Interesse quasi als Vorwand für ein „schönes“ Leben zu entlarven, daß sich einfach nicht gehört:

- A: „Studierst Du eigentlich immer noch?“
B: „Ja.“
A: „Was war das eigentlich noch mal?“
B: „Vergleichende Hethitologie und Mediävistik“
A: „Ach ja, das! Na, Hauptsache, es macht Spaß!“
- A: „Wenn Du fertig bist, was bist Du denn dann eigentlich?“
B: „Önologe.“
A: „Ah, Du verbindest das Nützliche mit dem Angenehmen!“
- „Sechzehn Semester! Meine Herren, das ist aber ’ne lange Zeit. Glaubst Du, daß Du nach so einem langen Studium denn noch ’mal die Kurve kriegst?“
- „Na Du, wie lange gönnst Du Dir denn noch Dein lockeres Studentenleben?“

Eine besondere Variante dieses Bremsklotzes zielt darauf ab, das Luxuriöse des je gewählten Studienfaches dadurch zu entlarven, daß man oder frau auf die Elfenbeinartigkeit der dort gelehrteten theoretischen Inhalte anspielt:

- „Ihr wißt doch auch nicht alles, da an der Uni.“
- „Aufe Uni machense doch nur schön Wetter!“
- „Das Leben sieht ja ganz anders aus.“
- Ein Rundfunkmoderator (um 13 Uhr): „Guten Tag, meine Damen und Herren, guten Morgen liebe Studenten!“

- Übrigens: Warum stehen so viele StudentInnen erst um halb acht auf? Weil um acht Uhr die Geschäfte schließen!

5.4 „Da draußen ist der Bär los!“

Stellen wir uns folgendes vor: Eine Praktikerin kommt in eine Universität und hält dort einen Vortrag vor TheoretikerInnen, die vom wirklichen Leben überhaupt noch gar nichts mitgekriegt haben. Das ist die Chance, das ist die Stunde der Praxis, da zeigt die PraktikerIn den verschlafenen Schöngestirnten mal, daß das wirkliche Leben woanders stattfindet! So etwas kommt vor. Z.B. in universitären Lehrveranstaltungen, die irgendwas mit der „Anwendung“ von Wissenschaft zu tun haben sollen. Dorthin werden dann PraktikerInnen als Gäste eingeladen, sei es von Fachschaften, die an „Praxis“ interessiert sind, sei es von TheoretikerInnen, die sich um die Anschlußfähigkeit ihrer Arbeit an den Alltag sorgen. Die eingeladenen PraxisagentInnen sehen ihre Aufgabe zumeist darin, drastische Beispiele und Geschichten aus dem wirklichen, gut durchbluteten Leben zum Besten zu geben, gemäß dem Motto: „Draußen ist der Bär los!“ Wenn die Praxis sowas erzählt...

- dann schleckt die Theorie meist schuldbewußt und kleinmütig und mit ehrlichem Interesse alle Dönekes auf, die die Praxis aus dem wirklichen Leben zu erzählen hat. Die Theorie wehrt sich nie;
- dann wird über mangelnde Reflexion meist großzügig hinweggesehen, denn spannend war die Geschichte ja. PraktikerInnenvorträge in theoretisch orientierten Hochschulveranstaltungen sind so etwas wie intellektuelles Reality-TV: Gruselig und unterhaltsam;
- dann wird nach Passungen gesucht zwischen Theorie und Praxis, wobei zuallererst immer theoretische Grundsätze aufgegeben oder verraten werden („vom Markt her denken!“). Es geht ja auch darum, sich für die Liebe zur schieren Theorie ein gutes Alibi zu suchen;
- dann „gewinnen“ immer die PraxisagentInnen, egal wie schrill das ist, was sie erzählen. Schließlich kommen sie, horch, von draußen rein und müssen also wissen, wie es wirklich ist;
- und dann verneigt sich die Theorie vor dem herben Leben der PraktikerInnen, befigert die Narben und Wunden der PraxiskämpferInnen und... vergißt das alles gleich wieder. Trotz der soeben genannten Punkte: In der Welt der Theorie ändert sich durch gelegentliche Auftritte der Praxis nichts. Aber schön war's trotzdem.

6 Standardsituationen II: Theorie bremst Praxis – oder nicht?

TheoretikerInnen, die in die Getriebe der Praxis einzudringen trachten, um sie aufzuhalten, nutzen zur Legitimation dieses Vorgehens zumeist jene gesellschaftlich gebräuchliche Auslegung des Verhältnisses von Theorie und Praxis, die besagt, daß eine Ehelichkeit und Innigkeit der beiden doch mehr wert sei als eine Einseitigkeit, insonders ein monomanischer Alleingang derer, die das Handeln zu ihrer Hauptbeschäftigung gemacht haben. Der Mythe von der Weitsicht und Überlegenheit des distanzierten Denkens mutig zugetan, schlüpft nun die Theorie in das Kostüm der Mahnerin und Warnerin, um der, ihres Erachtens zügellosen, praktischen Tat den erhobenen Zeigefinger herrisch ins Gesicht zu halten. Die geneigten LeserInnen mögen vor ihren geistigen Augen beispielweise die befremdliche Einrichtung einer „Ethikkommission“ aufscheinen lassen, deren vornehmste Funktion darin liegt, für ethisch bedenkliche Ereignisse das gute Gewissen zu mimen. Es gibt also in unserer Kultur so etwas wie den Mythos, daß TheoretikerInnen sich zuweilen anschicken dürfen, PraktikerInnen in ihrem Tun und Lassen Einhalt zu gebieten, es gibt lokale Sprachspiele, in denen sich das Wort Theorie durchaus so gebärdet, als ob es im Stande wäre, die sich auf uns allen herumwälzende Praxis zu stoppen. Es stellt sich nur die Frage: Stimmt das?

Beim Nachdenken über das beruhigende Bild von der Theorie als Dompteuse der Praxis kamen erst einige kleine, dann immer größere Zweifel zu uns zu Besuch und irritierten die allzu märchenhafte Szenerie, bis sie sich als Trugbild zu erkennen geben mußte: Die Theorie bremst die Praxis nur theoretisch. Die Theorie erscheint uns als ein Bremsklotz aus Schall und Rauch, dessen Widerständigkeit nur eine scheinbare ist. Warum?

Nun, zunächst implizieren die von uns im Kapitel 3 aufgelisteten Konnotationen, daß die Theorie auf das Handeln der Praxis nur schwerlich einen Einfluß nehmen kann, da sie selber per definitionem nicht handelt, sondern denkt, d. h. spricht und schreibt. Oder anders ausgedrückt: Der Stil der Theorie ist eben nicht so lokal, konkret und detailgetreu wie der der Praxis. Theorien beschäftigen sich mit grundsätzlichen, mit strukturellen Erwägungen. Zum anderen wählen diejenigen, die die Praxis zu verantworten haben, regelmäßig die Philosophie des Pragmatismus (z. B. in der „Gentechnik“). Wo bleibt da der Raum für warnende Stimmchen aus dem Chor der TheoretikerInnen? Ein Begriff wie „Wirtschaftsstandort Deutschland“ kann buchstäblich jedes zarte theoretisch hergeleitete Einwandspflänzchen platt machen. Und sollte eine Begründungsdiskussion zu lange dauern, ja dann wird eben der Standort gewechselt, dorthin, wo mit keinerlei einschränkenden und behindernden Diskursen gerechnet werden muß! Theorie bremst Praxis? Na, da müssen wir schon ziemlich lachen, oder weinen.

„Aber sowas wie Ethikkommissionen gibt es doch wirklich!“ werden beherzte LeserInnen nun einzuwenden versucht sein. Zweifelsohne, doch was bitteschön kann denn eine Gruppe von institutionell inhaftierten und domestizierten DenkerInnen gegen das Tun und Lassen der PraktikerInnen tatsächlich ausrichten? Nichts? Na ja, fast nichts. Theoretische Diskurse, dazu gepflanzt und großgezogen, dem Mythos vom Handeln, das sich vom Denken nährt, eine anschauliche Gestalt zu geben, haben, ganz ehrlich, doch bloß die Funktion, das Handeln formal zu legitimieren. Die Verantwortung für praktische Taten wird an TheoretikerInnen delegiert, die selber niemals handeln würden. Die aus ihren Überlegungen geflochtenen, schmucken Reflexionsschleifen stecken sich die AgentInnen der Praxis ans Revers und machen, damit schmerzlos geläutert, weiter wie bisher. Sie haben ihre Schuldigkeit getan. Denn wenn all die LegitimationstheoretikerInnen und Zugehgehirne an den Universitäten, in den Ethikkommissionen, den Kirchen, den Beiräten und Aufsichtsgremien, wenn die fünf Weisen und heiligen drei Könige je etwas hätten ausrichten können: Die Welt sähe wahrscheinlich heute etwas anders aus.

Noch einmal: Die Theorie bremst die Praxis nur theoretisch. Die Metapher vom Bremsklotz scheint in diesem Falle also gar nicht so triftig zu sein. Etwas zutreffender dünkt uns das Bild vom hochwachsenden (Un)Kraut, hinter dem sich die Handelnden schamhaft verschanzen. Die Theorie als grünendes und blühendes Schmuckgewächs am Rande des praktischen Ackers. Oder noch besser: Die Theorie als ein (Heil)Kraut, aus dem sich allerhand interessante Essenzen extrahieren und destillieren lassen. Wie so viele Pflanzen, läßt sich auch das theoretische Kraut sowohl auf wohlbringende, nützliche Weise als Therapeutikum und Palliativum, aber auch als Gift gebrauchen. Und, was im Zusammenhang mit der angeblich dämpfenden Wirkung der Theorie auf die Praxis von besonderem Belange ist: Nicht überall wo Medizin draufsteht, ist auch Medizin drin! Bei dem Versuch, etwas Licht in dieses rhetorische Medikamentenschränkchen zu bringen, sind wir denn auch auf einen beinahe skandalösen Etikettenschwindel bzw. Medikamentenmißbrauch gestoßen.

6.1 Die als Heilmittel deklarierte Theorie wird als Beruhigungsmittel für die geliebte Praxis genutzt

Unter den ersten Anwendungsbereich des theoretischen Krautes fallen solche institutionalisierten Sprachspielstätten wie Ethikkommissionen oder Begutachtungsgremien. Der Trick besteht darin, aus der Theorie eine Essenz zu destillieren, die kritikdämpfend, entkrampfend und beruhigend auf die geliebte Praxis wirkt. Hier wird die Theorie zum Therapeutikum für den status quo, indem sie ihn nun gerade nicht irritiert, sondern sediert. In der Packungsbeilage zu diesem Präparat steht clevererweise, daß es sich um ein bewußtseinsweiterndes, die Konzentrationsfähigkeit erhöhendes Präparat handele. Außenstehende werden damit in dem Glauben gewiegt, die Praxis sei durch die segensreichen Wirkungen der Theorie hellwach und bei vollem Verstand. Ha, das wüßten wir aber! Denn die Praxis weiß natürlich ganz genau, welcher Theorie, welchem rhetorischen Präparat sie wie zusprechen darf, wenn sie weitermachen möchte wie bisher. Und sie weiß auch, daß Etiketten auf

einem Papier gedruckt werden, das geduldig ist. Wenn die Theorie also überhaupt etwas bremsen kann, dann die Bereitschaft der Praxis, sich von der Theorie bremsen zu lassen!

6.2 Die Praxis beschuldigt die als Heilmittel deklarierte Theorie, von ihr be- täubt worden zu sein

Die zweite Variante des Etikettenschwindels dreht die Legitimationsfunktion, die die Theorie für praktisches Handeln hat, einfach auf links, und klagt das theoretische Heilmittel an, sedierend und dämpfend zu wirken. Genauso wie in der ersten Variante wird diese Dämpfung zwar als beruhigende Bewahrung des status quo empfunden, aber sie wird nun nicht mehr heimlich genossen, sondern frech als unerwünschte Behinderung des praktischen Handelns angeprangert! Bekannt ist dieses Sprachspiel etwa aus Sprüchen wie „wir würden ja gerne, aber wir dürfen nicht“, „uns sind hier die Hände gebunden“, „solange das Genehmigungsverfahren noch nicht abgeschlossen ist, können wir nichts unternehmen“ usf. Das angeblich falsch deklarierte, als Müdemacher wirkende Heilmittel Theorie wird zum Verantwortlichen für das notorische Nichtstun oder Immerweitermachen der Praxis, für ihre lange Leitung, ihr Durchwurschteln, ihre Trägheit, ihre langsam mahlenden, ertragarmen Mühlen. In diesem Spiel wird unter dem Theoriebegriff all jenes subsumiert, was mit „Planung“, „ExpertInnentum“, „Entscheidungsfindung“ usf. konnotiert ist. Der Vorwurf, daß die Theorie die Praxis sediere, ist freilich ziemlich zynisch und perfide, da er die bloß theoretische Kraft der Theorie, dämpfen und bremsen zu können, einfach frech behauptet.

6.3 Die als Heilmittel deklarierte Theorie wird als Gift gegen die gehaßte Praxis genutzt

Unseren geneigten LeserInnen wird das in unserer Kultur gebräuchliche Ritual der sogenannten „Be- gutachtung“ wohlbekannt sein. Bevor die praktisch Handelnden sich zum Handeln entscheiden, darf die Theorie anlässlich der oft unübersichtlichen und unklaren „Sachlage“ in Gestalt mehr oder weniger wissenschaftlicher BesserwisserInnen auftreten und ein Urteil zu den geplanten Taten abgeben. Ist dies geschehen, kommt sogleich ein unvermeidliches Gegengutachten daher, das die soeben gegebene Empfehlung unumwunden durch ihr Gegenteil ersetzt. Bei dieser Art des diskursiven Substanzmiß- brauchs läßt sich jede beliebige gehaßte Praxis mittels einer als vorbeugend wirkend deklarierten Medizin aus dem Verkehr ziehen: Denn wo „Kraftsaft“ draufsteht sind „K.-o.-Tropfen“ drin. „Aha! Hier bremst die Theorie die Praxis also doch!“, könnte man oder frau nun vermeinen. Aber weit gefehlt: Da es zu jedem Satz einen Gegensatz, zu jedem Gutachten ein Gegengutachten, zu jedem Mittel also das Gegenmittel gibt, bremsen Theorien nur pro forma. Denn mit Gutachten und Ge- gengutachten hat die Praxis zwar ihrer Legitimationspflicht genügt, ihre Entscheidungen aber kann und darf sie nach Gutdünken fällen. Und auch im Falle einer Vergiftungsabsicht weiß eine Praxis A natürlich auch, an welche Theorie sie sich wenden muß, um eine gegnerische Praxis B aus der Welt zu schaffen, und welche Argumente ihr zu diesem Ziele hilfreich sind. In diesem Spiel darf Theorie ein Kampfstoff sein, der zwischen zwei streitenden Praxen verpulvert wird. Praxis profitiert hier aus der wilden und unübersichtlichen Gemengelage im Bereich der Theorien. Sie kann schon wieder Hand anlegen, während die konkurrierenden Theorien noch lange miteinander streiten.

6.4 Die Opfer einer Praxis beschuldigen die als Heilmittel deklarierte Theorie, giftig zu wirken

Eine spezielle Form der zumeist sowohl theoretisch als auch praktisch argumentierenden Kritik an der Praxis wird oft durch eben jene geäußert, die von einer Praxis mehr oder weniger geschädigt worden sind, und die sich nun als „gebrannte Kinder“ in eine organisierte Opposition retten, etwa in Form einer Selbsthilfegruppe. So könnte beispielsweise die Bochumer „Irrenoffensive“ als theoriebasierte Gegenbewegung zur Establishment-Psychiatrie gesehen werden. Die „Irrenoffensive“ nämlich kritisiert die Praxis der Klapsmühle mit Verweis auf alternative Theorien, aus denen sich eine ganz andere Praxis, ein ganz anderer Umgang mit seltsamen oder ver-rückten Menschen ableiten ließe.

Die übliche Entwicklung zum „gebrannten Kind“ beginnt zumeist auf der Praxisseite: Man oder frau wird mehr oder weniger (un)freiwillig das Opfer irgendeiner Institution, die einem ein mehr oder weniger großes Leid zufügt. Diejenigen nun, die sich davon wieder erholen und nicht willens sind, das Erlittene einfach hinzunehmen, suchen nun, der argumentativen Gepflogenheiten wegen, eine alternative Theorie, anhand derer sie ihre Kritik an der Praxis glaubhaft machen können. Ihr erklärtes Ziel ist es zumeist, diese auszubremsen und die Weichen wohlbegründet in alternative Richtungen zu stellen. Daß sich die etablierte, rasende Praxis von den Vorschlägen zu einem neuen Fahrplan nicht im geringsten irritieren läßt, ist klar: Sie rollt über die neu gestellten Weichen unbeirrbar hinweg, als wäre nichts gewesen. Auch die Variante der „gebrannten Kinder“ vermag den Mainstream-Express nicht aufzuhalten. Also etablieren die vom Praxis-Establishment Enttäuschten eine eigene, alternative Praxis. Andere Beispiele (neben der „Irrenoffensive“) für diese Form des Spiels mit der Opposition von Theorie und Praxis wären etwa die akzeptierende Drogenarbeit (als Gegenspieler zur staatlichen Drogenpolitik) oder die anthroposophische Medizin (samt solch segensreicher Einrichtungen wie dem Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke).

Geneigter Leser, geneigte Leserin, wir kommen zum Ende dieses Teils, in dem wir Ihnen eine Wirklichkeitsprüfung zu den Begriffen „Theorie und Praxis“ vorstellten. Im 3. Kapitel sammelten wir, lege artis, eine Fülle von Standardskripten und Metaphern, im 4. Kapitel skizzierten wir die möglichen Standardpositionen, im ausführlichen 5. Kapitel beschrieben wir vier typische Standardsituationen unserer Kultur, in denen Menschen mit theoretischen Ambitionen von der „Praxis“ ausgebremst werden. Im 6. Kapitel betrachteten wir die große Erzählung, daß in unserer Kultur die „Praxis“ durch theoretische Einsprüche beeinflußt werden könnte. Uns, und vermutlich auch Sie, wundert es nun überhaupt nicht, daß die Sammlung von Standardsituationen zum Thema „Theorie bremst Praxis“ so kurz geworden ist. Wir denken, daß es in unserer Kultur eben viel mehr lokale Kontexte nach dem Motto „Praxis bremst Theorie“ gibt als umgekehrt. Die Praxis kennt halt nicht nur alle Tricks (vgl. Kapitel 5), sondern hat auch den Vorteil, daß sie eben handelt, oder besser, daß irgendetwas Konkretes geschieht, egal was, egal wie. Das blendet, weil da eben nicht nur „gelabert“ wird.

Muß das immer so sein? Gibt es keine Chance für ein friedliches, idyllisches, wechselseitig befruchtendes Beisammensein von Theorie und Praxis? Doch, hie und da. Obwohl Idylle selten geworden sind. Doch manchmal kommt es vor, daß man oder frau die einstmals streitenden Parteien in minnevollem Zwiegesang beisammen sitzen sehen kann. Denn manche Praxis packt das Grausen nach geraumer Zeit, die sie ohne die Laterne der Theorie durch den dunklen Wald der Welt gewandelt ist. Dann steht sie da und ruft um Hülfe. Und auch die Laterne der Theorie verliert bisweilen die Freude dran, ihr Licht ins Nichts hinauszugießen, und ihre Flamme verzehrt sich bis nah an das Verlöschen. Dann will sie sich anfachen lassen von einer Atzung aus dem Alltag. So gibt es denn eintrachttrunkene Stunden, in denen beispielsweise eine Praxiseinrichtung einem theoretisch orientierten Menschen gestattet, etwas Licht in den trüben Alltag zu tragen. Und der reine Geistesmensch freut sich, daß er hin und wieder an die Reibflächen des Lebens geraten darf, auf der Suche nach Funken. Doch dieses symmetrische, kollegiale, konvergenzgeneigte, herrschaftsfreie Geschmiege ist freilich selten. In jüngster Zeit soll es just während der Feierlichkeiten zum zehnjährigen Bestehen der Bochumer Arbeitsgruppe zu spüren gewesen sein. Erzählen die bei dieser Jubelfeier Dabeigewesenen mit leuchtenden Augen. Aber, leider, noch einmal: Idylle sind selten geworden. Weshalb ihre Beschreibung hier nun auch schon zu Ende geht.

Teil III: Theorie, *Empirie*, Praxis – Eine Exkursion

Geneigter Leser, geneigte Leserin, Sie haben Recht. Wir haben Ihre Aufmerksamkeit wirklich schon so lange strapaziert und haben schon so vieles über die wundersamen Beziehungen zwischen Theorie und Praxis geschrieben, daß wir eigentlich dieses Arbeitspapier nun behutsam einem guten Ende zuführen könnten. Aber leider geht das nicht. Aus leicht bewölktem Wissenschaftshimmel senkt sich nämlich ein neues Wort auf uns herab: Empirie. Ja, die Begriffe Theorie und Praxis genügen der traditionellen Wissenschaft nicht, da muß auch noch „die Empirie“ ran! Wie ist das zu verstehen? Ist „Empirie“ ein Synonym für die Praxis? Steht „Empirie“ im Gegensatz zu Theorie? Oder handelt es sich gar um eine Brücke zwischen Theorie und Praxis? Wie dem auch sei, ohne das Wort Empirie kommt frau oder man nicht zurecht auf dem Felde der Wissenschaften. Aber keine Angst, geneigter Leser, geneigte Leserin, wir lassen Sie nicht im Stich. Nach den vielen glücklich überstandenen Kapiteln dieses Papiers inzwischen beinahe jeder Bremsen bar, werden wir im folgenden versuchen, das geschickte Gestrück der großen szientifischen Erzählung aufzuribbeln und die Fäden mit den Namen Theorie, Empirie und Praxis sorgsam zu sortieren.

Auf der Suche nach einer trefflichen Metapher, mit der sich das Spiel der Fäden in den Texten der Wissenschaft, den wissenschaftlichen Textilien, gut beschreiben läßt, haben wir auf ein Urmodell des szientifischen Diskurses zurückgegriffen, den Elfenbeinturm. Ja, einer alten und ehrwürdigen Erzählung zu Folge ist die Wissenschaft ein Turm aus feinem Elfenbein. Wir wollten es genau wissen und veranstalteten gemeinsam mit der Arbeitsgruppe für Kulturphysiognomik und dem Zentrum für Mythographie eine denk- und merkwürdige Exkursion zu diesem mythenumwobenen Turm.

7 Ein Besuch im Elfenbeinturm

Wo der Elfenbeinturm zu finden ist? Das dürfen wir nicht verraten; nur soviel: In Europa! Eines jüngsten Tages fassen wir uns früh am Morgen ein Herz und klopfen an seine morsche Pforte. Wir wollen doch mal sehen, was in dem vielbestaunten Bauwerk eigentlich so vorgeht. Wir klopfen also, warten, klopfen nochmal und warten geduldig, bis sich die schwere, mit Eisen beschlagene Tür auftut, und ein kleiner, buckliger, einäugiger Hausmeister heraustritt. Brav stellen wir uns vor: Die Bochumer Arbeitsgruppe heiße man uns, zusammen mit unseren Freundinnen seien wir von weither gekommen, um zu schauen den von wunderlichen Sagen umrauten Turm. Prüfen wollten wir, was sich darin wirklich zutrage; was getan, gedacht, geredet werde, mit eignen Augen anzusehen, das sei unser Trachten. Der Hausmeister blickt grimmig drein und bedeutet uns mit einem Winke seiner Hand, daß einzutreten wir das Recht durch scheue Rede rasch gewannen. Also dann, wir fassen Mut und gehen hinein.

Außen sieht der Turm nach Elfenbein aus, aber jetzt, in einem von schummerigen Licht nur mühsam beleuchteten langen und schmalen Flur sehen wir zunächst nur alte, überaus fleckige Papiertapeten, vollgekritzelt mit Strichlisten. Ein alter Hund liegt in einer Ecke, schlafend. Wir bemerken einen deutlichen Geruch von Kaffee und Tabak. Durch eine halboffene Tür am Ende des Ganges fällt ein Lichtkegel. Den in der trockenen, warmen Luft schwebenden Staubteilchen schenkt er kurzzeitig seine Aufmerksamkeit. Dann fällt diese Tür ins Schloß und der Staub zurück in die Dunkelheit. „Machen Sie hinter sich zu, es zieht,“ brummt der Hausmeister. Wir schließen die knarrende Eingangspforte und machen uns auf was gefaßt.

7.1 Erdgeschoß: Im Anfang war das Wort!

Wir betreten das Erdgeschoß des Elfenbeinturmes. An der Tür steht: „Im Anfang war das Wort!“ Nicht nur bibelfesten MitgliederInnen der Arbeitsgruppe kommt das bekannt vor. Wir sehen uns um: Dicke, unverputzte Wände, ein Holz-Fußboden, kleine, von Spinnweben verhängte Fenster. Fern vom Lärm der Welt beugen sich Menschen mit leidenschaftlichen Mienen über Berge von Papier. Allüberall liegen aufgeschlagene Bücher, Folianten, Karteikästen. Wir fragen nach: Ja, hier im

Erdgeschoß seien die reinen Geisteswissenschaften untergebracht, die Ursprungswissenschaften, also auch die Philosophie als nährendes Mutter allen Geistes. Hier würden allumfassende Theorien über das Dasein des Menschen und den Lauf der Welt entworfen.

Praxis? Nein, Praxis interessiere die Menschen hier eigentlich nicht. Man könne nur frei und ungebunden, ohne äußeren Auftrag forschen. Man dürfe nicht nach dem Leben schießen, sondern müsse nach dem Absoluten, dem Unvergänglichen suchen. Empirie? Nein, alle Empirie sei doch nur ein Spiegel des eigenen Geistes, der eigenen Vorstellungskraft. Natürlich sei der Ruf nach Praxisrelevanz und Empirie in den letzten Jahren auch hier unten immer lauter geworden. Da gebe es schon Schwierigkeiten für die reinen Geisteswissenschaften. Was man so sagen dürfe und könne, in den Wissenschaften, das habe sich entlang der Rede vom Zweck in den letzten Jahren sehr verändert. „Pragmatismus, Engstirnigkeit, der Zweck heiligt heute die Wissenschaft, wissen Sie?“ Wir wissen. Jemand möchte uns einige wichtige Schriften mitgeben, aber er kann sie im Moment nicht finden. Wir wünschen einen schönen Tag noch und steigen eine Treppe empor.

7.2 Erster Stock: Von der Theorie zur Empirie und zurück!

An der Eingangstür des ersten Stockwerkes angekommen, müssen die älteren Mitglieder der Bochumer Arbeitsgruppe eine kleine Weile verschlafen. So haben wir Zeit, das zu lesen, was an der Tür steht: „Von der Theorie zur Empirie und zurück!“ Einigermaßen beeindruckt betreten wir einen großen Raum. Es ist stickig. Allüberall laufen kleine Versuche. Auf der einen Seite sehen wir Glaskolben, Gasflammen, brodelnde Tinkturen in allen Farben. Auf der anderen Seite mechanische Rechenmaschinen, Berge von Fragebögen. Wir sehen uns an: Hier geht es offensichtlich um Empirie. Wir fragen nach. Ja, hier sei man daran interessiert, Theorien empirisch zu überprüfen und gegebenenfalls nach Maßgabe der Empirie zu verändern. Das sei ja schon genug für ein Heldenleben. Nur die Empirie könne über die Güte von Theorien entscheiden. Dabei müßten die Theorien die Natur der Welt abbilden. Dürften keine Hirngespinnste sein. „Und die empirische Forschung muß natürlich methodisch sauber durchgeführt werden, wenn Sie verstehen.“ Wir verstehen.

Wir fragen nach dem Schild an der Eingangstür und wo denn die Praxis bleibe. „Praxis?! Ach hören Sie doch auf!“ Sicher, man müsse auch schon mal über Praxisrelevanz sprechen. Aber nur sprechen, nicht denken. „Wie meinen Sie das?“ fragen wir. „Na ja,“ lautet die Antwort, „wenn wir unter Legitimationsdruck geraten, dann stellen wir natürlich die Bedeutung der Grundlagenforschung für eine spätere, fernere Praxis heraus. Aber das interessiert uns eigentlich nicht wirklich. Der Praxisbegriff ist ja letztlich mit bestimmten Verwertungsgesichtspunkten konnotiert, die wir eigentlich ablehnen. Aber wenn's sein muß, dann argumentieren wir auch damit.“ Er selber kenne sich nicht so aus mit dem Verhältnis von Theorie und Praxis. Da müßten wir bei Frau Forstwild nachfragen, die wisse Bescheid. Aber das Verhältnis von Theorie und Praxis sei auch nicht so das Problem. „Sehen Sie sich doch mal um! Altertümliche Geräte, alles ist schmucklos, ungemütliche Räume! Woher kommt das wohl? Ganz einfach! Das, was wir machen, hat im Moment eben nicht so die Praxisrelevanz. Wir erforschen derzeit nichts, was gesamtgesellschaftlich eine besondere Bedeutung zugemessen bekommt. Wir haben eben zur Zeit kein Modethema! Es gibt andere, die machen Angesagteres. Und die kriegen auch schönere Räume, obwohl die auch nur empirische Grundlagenforschung machen. Aber die haben eben die aktuelleren Themen, verstehen Sie?“ Wir verstehen. Dann begeben wir uns auf die Suche nach Frau Forstwild, irren in den Gängen herum und wollen schon fast aufgeben, als wir sie in einem fensterlosen kleinen Büro am Ende eines Flurs endlich finden. Wir fragen sie nach Theorie und Praxis. „Ein Grundproblem, wissenschaftstheoretisch gesehen“, sagt sie. Dann wendet sie sich ab, stöbert in einem Schrank herum, murmelt vor sich hin. „Kennen Sie den?“ fragt sie und hält uns die Bücher eines uns bereits einschlägig bekannten alten Adligen hin: Sir Karl Raimund Popper. „Lesen Sie das und fragen Sie dort“, hören wir, während Frau Forstwild mit einem etwas leidenden Blick zurück über ihre Schulter weist. Da sehen wir, daß es im ersten Stock noch einen abgeteilten Sonderbereich gibt.

An der Tür sind Urkunden, Auszeichnungen, Preise, bunte Bilder. Viele geschäftige, junge WissenschaftlerInnen. Wir treten ein, fragen nach. Ja, hier werde auch empirische Grundlagenforschung getrieben: Gentechnik, Neuroinformatik, Biologie. Wir sehen uns an: Das sind die angesagten Themen. Wir sehen umher und staunen: Alles sieht so sauber aus, hier hat man/frau offensichtlich reichlich Forschungsgelder zur Verfügung. Große, geputzte Fenster, blütenweiße Kittel, moderne, elektrische Geräte. An den Wänden Kunstdrucke! Wir fragen: „Praxis?“ Nein, direkt an der Praxis sei man hier nicht orientiert. Aber das sei schon wichtig, irgendwie. Natürlich habe die empirische Grundlagenforschung einen Einfluß auf die Praxis. Und die Geldgeber wollten irgendwann auch mal einen Gegenwert sehen. Aber das sei eben nicht direkt das Ziel, das sei mittelfristig nicht so wichtig hier. Man leiste saubere Arbeit, darum gehe es vor allem. „Ach so“, sagen wir, machen einen Knicks und gehen die Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf.

7.3 Zweiter Stock: Von der Theorie über die Empirie zur Praxis!

An der Eingangstür steht: „Von der Theorie über die Empirie zur Praxis!“ Aha, sagen wir, dies sind die anwendungsorientierten, empirisch fundierten Wissenschaften. Wir treten in ein helles, modern eingerichtetes, blitzblankes Büro. PVC-Teppiche. Unvermittelte Lippenbekenntnisse, noch bevor wir zu fragen wagen. „Unser Weg führt von der Theorie über die Empirie in die Praxis!“ „Ja ja, das haben wir uns schon gedacht, aber...“ „Nichts aber! Wissenschaft muß anwendbar sein, will sie gesamtgesellschaftliche Relevanz haben!“ Denken sei in Handeln, also in Praxis zu verwandeln. Die Praxis wiederum sei ständig qualitativ zu prüfen und zu evaluieren. „Wir sind mit der Praxis in einem ständigen Dialog.“ Ein Redeschwall, wir kommen kaum dazwischen: „Nur was sich draußen bewährt, ist wissenschaftlich sinnvoll. Und es muß evidenzbasiert, gesichert sein.“ Wir hören Worte wie Planungs-Sicherheit, Standardisierung durch Methodenregeln, Realisationsentscheidung, Prozeßqualität, Strukturqualität, Ergebnisqualität, Qualitätssicherung, geprüftes Regelwissen usw. Schnell greifen wir uns aus den Regalen einige Sonderdrucke und eilen wieder hinaus.

7.4 Dritter Stock: Praxis!

Da wir in den ersten und zweiten Stock des Elfenbeinturmes jeweils über eine enge und steile Treppe klettern mußten, suchen wir nach dem Ausgang zum dritten Stock. Doch können wir diesmal keine Treppe finden, die uns weiter nach oben führen würde. Da sehen wir plötzlich mit Erstaunen, daß wir nur mit einem Fahrstuhl weiterkommen können. Ein Sicherheitsbeamter fährt mit uns. Im Fahrstuhl „easy listening“, Halogen-Licht, Chrom, alles sehr edel. Wir sind gespannt. Im dritten Stock öffnet sich die Tür: Prunkvolle Büro-Suiten, postmodernes Designermobiliar, der Fußboden komplett aus Marmor im Elfenbeinlook. Riesige Fenster, dicke, bunte Teppiche; Funktelefone, Faxgeräte, Farbkopierer; Klimaanlage, Krawatten, Kostüme; eine Empfangsdame. Uns wird Platz angeboten: Getränke und Cracker. Ein Mann erscheint, weißes Hemd, bunte Krawatte, ein Ausweis an der Brusttasche: Assistant Public Relations Manager. Wir sehen uns an. Dann hören wir zu. „Wir denken vom Markt her.“ „Ach so“, sagen wir. „Sie müssen sich klarmachen, daß letztlich zählt, was hinten rauskommt.“ Wir rümpfen die Nase. „Wissenschaft ist ein Produkt wie jedes andere, da müssen Sie gucken, daß Sie es verkaufen können, und verkaufen können Sie es, wenn Sie Ihren Auftraggeber zufriedenstellen.“ Wir fragen nach. Theorien? Theorien seien egal. Natürlich sei es manchmal günstiger, das zu Verkaufende an irgendwelche Theorien zu binden. „Aber nur, wenn der Auftraggeber so was gut findet.“ Außerdem gäbe es immer eine Theorie, die irgendwie passen würde. Er lacht. „Und die Empirie?“ Der Assistant Manager guckt plötzlich etwas seltsam. Vorsichtiger geworden sagt er, daß selbstverständlich alle Praxis-Interventionen empirisch-evaluativ begleitet würden. Dann, wieder im alten Ton: „Sehen Sie, wenn wir's nicht machen, machen's andere!“ Das fürchten wir auch. Schon verabschieden wir uns und gehen. Am Fahrstuhl werden wir gezwungen, ein Buch zu kaufen: „Psychologische Theorien für Unternehmen“! Ein kostenloses Bonus-Video mit dem Titel: „Unternehmenskultur als Personalentwicklung oder Personalentwicklung als Unternehmenskultur?“ lehnen wir dankend ab.

Einigermaßen erschöpft verlassen wir den Elfenbeinturm und gehen in den kleinen Renaissancegarten,

der den Turm umgibt. Dort setzen wir uns auf ein Ensemble von Holzbänken. Es ist warm, die Sonne steht noch hoch am Himmel. Vor uns flitzen zwei, drei Geckos über ein kleines Mäuerchen. Weit hinten sehen wir ein Wäldchen, links davon blaue Lavendelfelder. Rechts vom Wäldchen beginnen endlose Weinberge, die sich am Horizont in sanftem Dunst verlieren. Wir schauen uns die Bücher, Texte und Materialien an, die wir in den einzelnen Stockwerken mitgenommen haben, und bedauern, daß wir im Erdgeschoß leer ausgegangen sind. Später sprechen wir über das Gelesene. So entsteht ein Arbeitspapier.

8 Lektüre

8.1 Aus einem zeitlosen Lexikon

Im ersten Stock bekamen wir zwei Sonderdrucke. Es handelt sich um ein und dasselbe Stichwort aus einem offensichtlich beliebten und bewährten „Psychologischen Wörterbuch“ (von Friedrich Dorsch). Wir vergleichen den Text unter dem Stichwort „Theorie“ aus den Ausgaben von 1963 und 1987. Wir staunen. Der Text hat sich in diesen 25 Jahren im wesentlichen nicht geändert. Wir zitieren (1963):

„Theorie (gr. theoria Schau): Ein durch das Denken gewonnenes System der Verbindung von Tatsachen zu einem widerspruchslosen Zusammenhang von Gründen und Folgen. Die Theorien stellen das innere Gefüge einer Wissenschaft her. Der Gegensatz zur Theorie ist die →Empirie (in der Alltagssprache, weniger zutreffend, die Praxis). Der Begriff Theorie wird selbst im wissenschaftlichen Sprachgebrauch häufig verwechselt mit dem der →Hypothese. Die Theorie wird gebildet aus der Hypothese samt der Deduktion der Erscheinungen, zu deren Erklärung die Hypothese gemacht wurde (...). Mit der Einordnung in ihren durch die Theorie geschaffenen Zusammenhang finden die einzelnen Tatsachen ihre Erklärung. Durch die Theorie wird auch die Fülle empirischer Sachverhalte überschaubar, verschiedenartige Erscheinungen werden aus übergeordneten Prinzipien abgeleitet, und Vorhersagen über noch nicht beobachtete Tatsachen können getroffen werden. Da Theorien gedankliche Bindeglieder der Erscheinungen sind, können sie nicht direkt empirisch bewiesen werden. Sie erhalten daher ein höheres oder niedrigeres Maß an Wahrscheinlichkeit, je nachdem ob viele oder wenige empirische Befunde mit ihnen übereinstimmen, im günstigsten Fall kommt ihnen fast der Charakter der Denknichtigkeit zu. Das Verhältnis der Theorie zur Empirie besteht in einer Wechselwirkung. Durch die Empirie werden bestimmte Theorien erhärtet oder unwahrscheinlich gemacht, andererseits kann die Theorie die empirische Forschung in bestimmte Bahnen lenken. Die großen Erfolge der Physik und Chemie sind wesentlich diesem Zusammenhang zu verdanken...“

Wir lassen Form und Inhalt dieses denkwürdigen Textes zunächst einmal auf uns wirken. — — — Lecker, nicht? Aber was sollen wir dazu sagen? Wir sehen uns an und sind ratlos! Über den Text selber können wir gar nichts sagen. Wir wüßten nämlich nicht, wo wir anfangen oder aufhören sollten. Jemand kommt auf den Gedanken, diese Elukubration aus wissenssoziologischer Sicht zu kommentieren. Allgemeiner Applaus.

Diesen Text gibt es nun einmal, da in einem Wörterbuch der Psychologie die Kodifizierung und Festschreibung der Begriffe Theorie und Praxis nicht fehlen darf. Die „Wissenschaft“ Psychologie weist sich dadurch als ernstzunehmende, den Naturwissenschaften verwandte Profession aus. Den Verwendungszusammenhang und Gebrauchswert solcher Machwerke sehen wir in zwei Kontexten: Sie zieren die Sonntagsreden von Dekanen psychologischer Fakultäten und sind dazu geeignet, den honorigen Charakter des eigenen Tuns zu unterstreichen. Eine zweite Funktion liegt in der Sozialisation von NovizInnen, sprich StudienanfängerInnen und anderen InteressentInnen: Sie sollen in Ehrfurcht erzittern angesichts der Komplexität des Themas, dem sie sich zu nähern trachten. Wir prophezeien: Auch nach jahrelanger, ja jahrzehntelanger Beschäftigung mit dieser Wissenschaft wird sich ihnen der tiefere Sinn dieses lexikalischen Wortfladens nicht erschließen. So — — — Schluß!

8.2 Methodolatrie

Im blitzenden und gut ausgestatteten Sonderbereich des ersten Stocks wurde uns ein Buch ganz besonders ans Herz gelegt und mitgegeben, das 1993 als „Springer-Lehrbuch“ erschienene Werk „Messen und Testen“ der Autoren Steyer und Eid. Wir schauen hinein, schauen uns an und sind erst einmal sprachlos. Dann sind wir uns schnell einig: Dieses Buch erscheint uns als derzeitiger Höhepunkt der Methodolatrie, des modernen, männlichen, westlichen, zweiwertigen Denkens in Zahlen. Auf etwa 400 Seiten feiern die beiden Trierer Methodisten mit ihren Lesern (Leserinnen werden nicht angesprochen) schwarze Zahlen- und Formelmessen, nachdem sie in der Einführung zu ihrem Buch auf nur drei Seiten das Theorie-Empirie-Problem aus der Psychologie herausgezaubert haben. Wie? Ganz einfach, wir zitieren:

„In den Humanwissenschaften wie Psychologie (...) verstehen sich viele Forscher als empirische Wissenschaftler. Neben dem Kriterium der logischen Widerspruchsfreiheit ist für sie die Erfahrung oder Empirie das wesentliche Korrektiv für Theorien. Die Theorien einer empirischen Wissenschaft müssen also etwas über unsere Erfahrung aussagen und an ihr überprüfbar sein. Damit stellt sich das Problem der Verknüpfung von Theorie und Empirie, das für empirische Theorien von zentraler Bedeutung ist. Viele Autoren sprechen hier vom Problem der Operationalisierung (...) Wir ziehen hier jedoch den weniger belasteten Ausdruck Überbrückungsproblem vor: Wie kann man die Kluft überbrücken, die sich zwischen Theorie und Empirie auftut? ...“ Das fragen wir uns auch! So sind wir sehr gespannt, wie es denn nun weitergeht!?

„In den frühen Entwicklungsphasen eines Forschungsgebiets begnügt man sich in der Regel mit Plausibilitätsüberlegungen, um Theorie und Empirie miteinander zu verknüpfen. (...) In einer entwickelten empirischen Wissenschaft explizieren Meßmodelle die logische Struktur des theoretischen Begriffs und seine Verknüpfung mit empirischen Begriffen. (...) Die Bedeutung eines wissenschaftlichen theoretischen Begriffs (z.B. „Intelligenz“), zu dem dann auch empirische Untersuchungen durchgeführt werden können, kommt also nicht aus dem Namen und nicht aus seiner umgangssprachlichen Beschreibung, sondern aus den Items des Intelligenztests und dem Meßmodell, das die Beziehung zwischen den Antworten auf die Items und der theoretischen Größe ‚Intelligenz‘ angibt...“ Aha! Intelligenz ist also das, was Intelligenztests messen. Diese Kamelle kennen wir schon: Das Überbrückungsproblem wird einfach wegdefiniert! Aber damit nicht genug.

„Ein zweites Ziel, das mit Meßmodellen erreichen (sic!) werden kann, ist die Explikation der logischen Struktur der Begriffe empirischer Wissenschaften: (...) klassifikatorische, komparatorische und metrische Begriffe. (...) Metrische Begriffe erlauben feinere Unterscheidungen, als dies bei klassifikatorischen und komparatorischen Begriffen der Fall ist. „Länge“, „Volumen“, „Wahrscheinlichkeit“, aber auch die meisten Begriffe der Differentiellen Psychologie, wie „Neurotizismus“, „Intelligenz“, „Ängstlichkeit“, können als metrische Begriffe definiert werden. (...) Ein drittes Ziel, das man mit Meßmodellen erreichen kann, ist, Wissen darüber zu erlangen, in welchem Ausmaß Meßwerte fehlerbehaftet sind.“ (Steyer und Eid, 1993, Seite 2 ff)

Da verschlägt’s uns echt die Sprache! Deshalb lassen wir noch einmal die Autoren sprechen, diesmal mit ihrer Zusammenfassung (Seite 7): *„In wissenschaftlichen Theorien kann man zwischen theoretischen und empirischen Begriffen unterscheiden. Damit stellt sich das Problem der Überbrückung zwischen den beiden Begriffsarten, das in entwickelten Forschungsgebieten mit Hilfe von Meßmodellen gelöst wird. In einem Meßmodell wird also die logische Struktur expliziert, die zur Überbrückung zwischen Theorie und Empirie dient. Hinter den rein technologisch erscheinenden Fragen des Messens und Testens verbirgt sich damit eines der zentralen wissenschaftstheoretischen Probleme der empirischen Wissenschaften.“*

Wieso „verbirgt“? Gerade war das Problem noch überbrückt, jetzt ist es auf einmal wieder verborgen. Da staunen wir. Oder hat sich da etwa ein Tippfehler eingeschlichen? Sollte es vielleicht heißen: „Hinter den rein technologisch erscheinenden Fragen des Messens und Testens **verbiegt** sich eines

der zentralen wissenschaftstheoretischen Probleme“? Wie dem auch sei, den begrifflichen Vorhang, den Steyer und Eid vor unseren Augen zuzuziehen versuchen, finden wir jedenfalls nicht besonders blickdicht.

Es wird schon hoher Nachmittag. Einige jüngere MitgliederInnen der Arbeitsgruppe sagen, wir sollten doch mal endlich in die Bücher des Adligen schauen. Vielleicht seien hier die Probleme von Theorie, Empirie und Praxis angemessen beschrieben. Ein paar ältere Mitglieder winken wissend ab: Dieser Adelige würde doch nun schon vom 1. Arbeitspapier an in unseren Überlegungen und Gedanken herumspuken; langsam reiche es. Müsse denn alles zum 13. Mal besprochen werden? Kurzer Disput: Die jüngeren setzen sich durch. Gut so!

8.3 Sir Karl Poppers Kritischer Rationalismus

Wir blättern also in Poppers Büchern „Logik der Forschung“ und „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ und entdecken ein gegen „dogmatische Pseudowissenschaften“ (gemeint sind offensichtlich Marxismus und Psychoanalyse) gerichtetes Modell, wie Wissenschaft zu betreiben sei. Wir sind uns schnell einig, daß der Kritische Rationalismus ein Sonderfall des Deduktionismus ist. Während man/frau im Induktionismus vom Einzelfall auf das Allgemeine schließt und so von vielen Einzelbeobachtungen schließlich zu einer Theorie kommen möchte, schließt man/frau im Deduktionismus von allgemeinen theoretischen Aussagen auf den konkreten Einzelfall. Genauer: In Poppers Deduktionismus geht es darum, Aussagen („Hypothesen“) aus einer Theorie abzuleiten und diese dann empirisch scheitern zu lassen („Falsifikationismus“). Sind nur wenige Aussagen („Hypothesen“) gescheitert, gilt die Theorie als wenig „belastet“. Im Volksmund heißt das dann: Die Theorie stimmt!

Der Kritische Rationalismus ist für uns somit eine Methodologie der Theorieprüfung, nicht aber der Theoriegewinnung. Die Theorien sind immer schon da. Wo die herkommen, weiß keiner. Sir Karl Popper verweist die wertfreie Theoriekonstruktion in die Persönlichkeit des unabhängigen und wertfreien Forschers, mit der er nichts zu tun haben will und über die sich nichts sagen läßt. Der Kritische Rationalismus gibt sich ganz illusionslos und verzichtet auf (doch wieder nur dogmatische!) Letztbegründungen. An deren Stelle tritt die Idee der kritischen Prüfung von Aussagen: Es gibt keine Wahrheit, aber wir können uns ihr nähern!

8.3.1 Was will er denn?

Da uns das ganze nun doch etwas seltsam vorkommt, schauen wir noch in ein anderes Buch und freuen uns: Hier scheint jemand den Kritischen Rationalismus verstanden zu haben. Ein gewisser Herr Eberhard versucht im vierten Kapitel seines Buches über Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie von 1987 zu zeigen, wie man oder frau ganz im Sinne Poppers eine Theorie a) logisch und b) empirisch prüft. Eine von uns liest die nun wirklich belustigend-betuliche Propaganda für den „deduktiv-theoriekritischen Erkenntnisweg“ vor, und die anderen machen ihre Anmerkungen.

Die Prozedur der Logischen Prüfung einer Theorie

Die logische Prüfung geht der empirischen voraus und umfaßt folgendes:

1 Definition und Analyse von Eingriffen

Anmerkung: Eine Definition ist eine Umschreibung eines Begriffes mit anderen Begriffen, die ihrerseits der Definition bedürfen... ad libitum.

2 Relationsanalyse

In welcher Beziehung stehen die Begriffe der Theorie untereinander? Anmerkung: „Eine hysterische Störung gehört zum Formenkreis der Neurosen.“ Oder: „Ein Sicherheitsbedürfnis ist kein Kontrollbedürfnis!“ Jemand sagt: „Wir sind doch keinen Millimeter weiter!“ Beifälliges Gemurmel.

3 Wissenschaftssprachliche Formulierung der Theorie

Anmerkung: $V = f(P, S)$ sieht einfach besser aus als Klartext. Schmunzeln.

4 Tautologie- und Widerspruchsprüfung

Anmerkung: „Ein Sicherheitsbedürfnis ist ein Bedürfnis nach Sicherheit!“ Aua!

5 Vergleich mit „bewährten“ Theorien

Anmerkung: Das ersparen wir uns!

Zwei junge MitarbeiterInnen des Zentrums für Mythographie – mit dem wir neuerdings eng zusammenarbeiten – fragen, ob wir nicht lieber was essen gehen sollten. Kurzer Disput. Abgelehnt. Wir setzten die Lektüre fort.

Die Prozedur der Empirischen Prüfung einer Theorie

Endlich: Aus der „logisch“ geprüften Theorie werden nun Hypothesen abgeleitet, die kritisch empirisch überprüft werden. Dabei bemüht man/frau sich, die Hypothesen scheitern zu lassen.

1 Formulierung der Prüfhypothese

Wir erfinden ein realistisches Beispiel (angelehnt an Groeben/Westmeyer 1975, Seite 92 f): Aus einer Motivations-Theorie leiten wir die Aussage ab: „Wenn die überdauernde Leistungsmotivation (unabhängige Variable) einer Person p mißerfolgsorientiert ist, dann entstehen in p , wenn p ein Intelligenztest angekündigt wird, Konflikte (abhängige Variable).“ Wie kann ich diese Aussage scheitern lassen? Durch folgende Prüfhypothese (Nullhypothese): „Nach Ankündigung eines Intelligenztestes zeigen sich bei mißerfolgs- und erfolgsorientierten Vpn keine Unterschiede bezüglich eines Konfliktes.“

2 Operationalisierung

Die Operationalisierung soll ein Hilfsmittel sein, welches dabei hilft, Aussagen zu untersuchen. Obacht: Die Operationalisierung legt jedoch fest, was das zu Untersuchende ist. Oder anders: Die Operationalisierung soll ein Hilfsmittel sein, welches dabei hilft, etwas zu entdecken. Die Operationalisierung legt jedoch fest, was das sein wird, was gleich entdeckt werden wird. Ein klassischer Zirkel.

Beispiel: „Erfolgs- und mißerfolgsorientierten StudentInnen wird ein Intelligenztest angekündigt. Wenn sie sich dazu bereit sehen, sollen sie selbst ein Zeichen geben und auf eine Taste drücken. Dann beginnt der Test.“ Konflikt wird hier operationalisiert als individuell-notwendige Wartezeit auf einen Test. Die operationalisierte Prüfhypothese sagt nun: „Die Wartezeit in beiden Gruppen unterscheidet sich nicht!“ Wo ist der Zirkel? Wir schmunzeln.

3 Datenerhebung

Das ersparen wir uns als rein geistige Menschen.

4 Protokollsatz

Erfahrungen, Tatsachen und Tatbestände werden von Wissenschaftlern, ganz ähnlich wie von der Polizei, in Protokollen festgehalten. In Protokollen stehen Protokollsätze. Diese Protokollsätze halten fest, was es für Aussagen über die Welt gibt! Beispiel: „25 mißerfolgsorientierte StudentInnen haben eine mittlere Reaktionszeit von 0.57 Minuten und 25 erfolgsorientierte StudentInnen eine von 0.53 Minuten.“

Anmerkung: Da die Welt, das Sein, natürlich, naturgemäß, also zweiwertig-logisch ist oder nicht ist, müssen auch Protokollsätze einer zweiwertigen logischen Form folgen: Es ist, oder es ist nicht. Wir müssen immer sagen können: Dieser Satz ist richtig oder falsch. Folgen Protokollsätze nicht dieser Form, sind sie widersprüchlich, sinnlos, also Unsinn. Beispiel: „Ich habe gestern Hartmut mit dem Bochumer Mischpsychosen-Test (BOMIST) untersucht. Im Test zeigt sich eine schizoaffektive Mischpsychose oder auch nicht!“ Dieser Satz ist positivistischer logischer Unsinn, aber – unter uns – er kann wahr sein!

5 Vergleich Protokollsatz und Prüfhypothese

Anmerkung: Hier zaubern wir mit statistischen Methoden und Signifikanzen!

6 Falsifikation

7 Modifizierung der Theorie

Zu den Punkten 6 und 7 fällt uns nichts mehr ein. Wir bleiben einigermaßen ratlos bis amüsiert zurück und beschließen, noch etwas über den Kritischen Rationalismus zu lesen.

8.3.2 Ein Kommentar von Theo Herrmann

Was läßt sich zum „kritisch-rationalistischen“ Wissenschaftsbetreibungsverständnis sagen? Wir schauen in einen Text von Theo Herrmann. Er hat 1977 einen programmatischen Artikel zum Kritischen Rationalismus verfertigt, in dem er den Falsifikationismus Popperscher Prägung zu lancieren versucht, wobei er sich (mehr oder weniger leichtfertig) in schwurbelige logische Gestrüppe verstrickt, strauchelt und stürzt, ohne es zu merken.

Zunächst strapaziert er den angeblich antidogmatischen Aspekt des Kritischen Rationalismus: Es handele sich dabei um eine Wissenschaftstheorie, so Herrmann, die ohne Letztbegründungen auskomme. Alles sei disponibel. Sogleich führt er die empirische Belastetheit als letztgültiges Bewertungskriterium an und verweist auf ein „positives Urteil“, das die „scientific community“ über Aussagen fälle, die „durch reichliche und gut replizierte Beobachtungen hinreichend erhärtet wurden“. Wer da was wie beurteilt bleibt leider offen. Auch bleibt unklar, wie denn Theorien an Beobachtungen geprüft werden sollen, die selber wieder „theorieimprägniert“ sind. Deutlich wird, daß die empirische Haltbarkeit einer Theorie eben nicht empirisch, sondern sozial ermittelt wird!

Tatsächlich weist Herrmann auch darauf hin, daß der Kritische Rationalismus nichts über die Entstehung und Erfindung von Theorien sagen könne, das müsse man oder frau den jeweiligen ForscherInnen überlassen, die ganz aus sich heraus, in der toleranten „pluralistisch-liberalen“ Nährlösung ihres Wissenschaftsmilieus „kreativ neuartige“ und „kühne“ Problemlösungsversuche unternehmen. Woher die Inhalte dafür stammen, bleibt leider unklar. Ebenso wundersam mögen die Operationalisierungen entstehen, über die Herrmann auch nix Verbindliches sagt (weil man über dieses beliebig dehnbare Gelenk zwischen Theorie und Empirie eben auch nix Solides sagen kann). Zumindest sei das Klima in den Gefilden des Kritischen Rationalismus „tolerant“ und „liberal“, auch wenn letztlich die wissenschaftliche Gemeinschaft darüber entscheidet, was denn als „haltbar“ gelten darf und was nicht. Nebenbei weist Herrmann zwar auch auf die Möglichkeit hin, diese pluralistische Liberalität aus Karrieregründen oder zur „Förderung des Sozialprestiges“ zu mißbrauchen, ohne daß ersichtlich würde, warum der „brave Psychologe“ solchen Verführungen nun gerade nicht erliegen sollte, warum also überhaupt irgendjemand frei sein sollte von den Zwängen seines Kollektivs. Aber die Verantwortung liegt ja natürlich im menschlichen Einzelnen und nicht etwa im Diskurs. Wir schütteln die Köpfe.

Auch gehe es, so Herrmann, im Kritischen Rationalismus nicht darum, eine Theorie sogleich „leichtfertig aufzugeben“, wenn ein Datum mal nicht passe. Herrmann empfiehlt, den „Theoriekern“ „unberührt“ zu lassen und sich mit sogenannten „Zusatzhypothesen“ aus der Patsche zu ziehen. Wo da der Falsifikationismus und das Scheitern an der Erfahrung bleibt, verrät er leider nicht. Die Forderung nach der „unbarmherzigen Ausmerzungen falscher Problemlösungsversuche“ jedenfalls hält bei Herrmann nur einen Absatz lang. Theorien seien denn auch „so lange tauglich, solange sie trotz aller auftretenden Anomalien zur Auffindung neuer Erkenntnisse dienlich sind und solange sie dabei von keiner konkurrierenden Theorie übertroffen werden. Entscheidend ist ihre progressiv-heuristische Kraft.“ Es gehe ja auch nicht um Wahrheit, sondern darum, daß das Wissenschaftsschiff auf Kurs bleibt und vorankommt: „In der Heterogenität, im häufigen Neubeginn und Wandel können progressive Kräfte liegen, von denen sich zwanghafte Kleindetailüberprüfer oder auch die großen ‚Nichts-als-Reduktionisten‘ kaum etwas träumen lassen.“ Na ja, träumen sollen wir ja auch nicht, sondern forschen und Wahrheit finden. Aber Wahrheit, so Herrmann, könne man mit dem Kritischen Rationalismus gar nicht finden. Laut Popper „näheren wir uns *im Grundsatz* der Wahrheit an, ohne indes je zu wissen, wo wir heute in bezug auf die Wahrheit stehen, wie weit wir sozusagen jetzt von ihr entfernt sind.“ Die Besatzung des Wissenschaftsschiffs weiß also nicht, wo die Reise hingehet, aber sie weiß, daß die Richtung richtig ist!

Das klingt ja fast schon heldenhaft, und der Typus des (naturwissenschaftlich orientierten) Helden ist es letztlich auch, zu dem Herrmann den modernen Wissenschaftler stilisiert: Der Kritische Rationalismus, sei „in seinem kritisch-verneinenden Habitus“ eine „erfolgreiche Herausforderung“. Worin diese denn liege, werden geneigte LeserInnen nun vielleicht fragen: Wir meinen, sie liegt darin, immer

weiterzumachen mit der Wissenschaft, auch wenn die „Erfahrung“ uns nicht sagen kann, ob das, was wir da herauszufinden glauben, auch stimmt: „Man kann sich sogar darin irren, daß man sich irrt, man kann nicht einmal stets sicher sein, ob man jeweils an der Erfahrung scheitert.“ Eben!

8.3.3 Ein Kommentar von Klaus Foppa

Jemand hat zwischendurch in den mitgenommenen Schriften herumgeblättert und einen Artikel von Klaus Foppa aus dem Jahr 1984 hervorgekramt. Wir staunen, als wir die deutlichen Sätze dieser grauen Eminenz der modernen Psychologie lesen. Klaus Foppa nämlich sieht ganz deutlich, daß theoretische Konstrukte „empirisch defizitär“ sind und ewig bleiben werden, weil die Operationalisierung einer theoretischen Aussage stets „beliebig“ ist. Für ihn ist die Beziehung zwischen den „Kernannahmen“ einer Theorie und der Realität ungeklärt – und unklärbar. Die empirischen Aussagen, die sich aufgrund einer Prüfung der bei der Operationalisierung willkürlich festgelegten Indikatoren treffen lassen, sind, so Foppa, nur für diese Indikatoren gültig, beweisen aber nicht das Konstrukt: „Mehr Empirie, als in den Indikatoren enthalten ist, können solche theoretischen Konstruktionen nicht erreichen (...) Darum wäre es irreführend, von Theorien mit bestimmtem empirischen Gehalt zu sprechen.“

Das deduktiv-operationalistische Vorgehen in der Psychologie habe laut Foppa den großen und bedauerlichen Mangel, nicht von „empirischen Sachverhalten“ auszugehen und von den „Phänomenen“ abzusehen, die es eigentlich untersuchen solle. Zugespitzt heißt das: Empirische Psychologie, die beliebige Operationalisierungen untersucht, ist gar nicht empirisch, sondern spekulativ, also Metaphysik. Wir stellen uns zur Veranschaulichung gern das sogenannte „Testverhalten“ vor, das angeblich auftreten soll, wenn eine gebeutelte Versuchsperson im psychologischen Labor auf eine Taste drücken darf. Wo ist denn da das Verhalten, da ist doch bloß Knöpfchendrücken?

Foppa stellt diesem Vorgehen beispielhaft die Arbeit Darwins gegenüber, der auf dem Wege zu seiner Evolutionstheorie induktiv vorgegangen sei und sich zunächst die Phänomene, um die es ihm ging – also Tiere, Arten und so – angeguckt habe, um sich dann erst ein theoretisches Modell auszudenken, das das von ihm beobachtete erklären sollte. Wir würden sogar so weit gehen, auch diese, der Beobachtung nachgeordneten Modellbildungen in vielen Fällen für entbehrlich zu halten. In unseren Wirklichkeitsprüfungen begnügen wir uns ja oft mit einer übersichtlichen Darstellung dessen, was wir an Skripten und Repertoires gesammelt haben, ohne viel zu erklären. Freilich, und nun schränkt Foppa sein Lob für das induktive Prinzip leider wieder ein, gäbe es in der Psychologie nicht genug „Materialsammlungen“. Auch habe die Psychologie es mit anderen Sachverhalten zu tun als die, um die sich Darwin bekümmerte. Darüberhinaus ließen sich Phänomene ja gar nicht „theoriefrei“ beobachten, eine „Vortheorie“ sei schon dafür vonnöten, zu sehen, was frau oder man nun überhaupt sehen wolle. Das stimmt natürlich. Foppa hat da wahrscheinlich einen etwas idealisierten, arg realistischen Empiriebegriff, der den Gegensatz von Theorie und Empirie vielleicht ein bißchen zu stark betont. Der Unterschied verschwimmt, wenn man oder frau auf eine Modellbildung a-posteriori verzichtet, sich mit einer reflektierten a-priori-Theorie für die Phänomensuche auf den Weg macht und dabei bedenkt, daß es hier nicht eine Wirklichkeit erster Ordnung zu entdecken gibt, sondern bestenfalls diskursive Wirklichkeitskonstruktionen zweiter Ordnung. Dies gilt insbesondere für die Psychologie, deren „Phänomene“ ja auf stupende Weise „nur-sprachlich“ sind, also nur auf lose Weise mit „Beobachtungen“ verknüpft.

Eine Beschränkung (die wir für einen großen Vorteil halten) liege nun, so Foppa, darin, daß eine induktiv gewonnene Theorie „*nichts weiter* als die im Moment bestmögliche „Fiktion“ über den empirischen Bereich darstellt (...) und *nicht allgemeiner gilt*, als die Beobachtungen reichen.“ Aufmerksame LeserInnen werden nun natürlich merken, daß Foppa damit die Bochumer Arbeitsgruppe meint und unsere zweifellos ganz und gar am lokalen Phänomen orientierte Forschung (nebenbei sei bemerkt, daß Klaus Foppa auf dem Kongreß der „Neuen Gesellschaft für Psychologie“ in München bei einem Auftritt der Bochumer Arbeitsgruppe zugegen war und väterliche Freudentränen in den Augen bzw. wohlwollende Schmunzelfältchen auf der Stirn hatte, aber das gehört eigentlich nicht hier her...). Wenig Freude scheint Foppa daran zu haben, den Erklärungsanspruch von wissenschaftlichen

Theorien in Frage zu stellen. Als modernem Mann schwebt ihm wohl noch so etwas wie kausales Schließen und Erklären vor. Auch darauf ließe sich ja in einer am Phänomen orientierten Psychologie verzichten.

8.3.4 Ein Kommentar von Hans Westmeyer

Immer noch ganz angetan von dem soeben Gelesenen und Besprochenen entdecken wir plötzlich einen kleinen Sonderdruck von Hans Westmeyer (1994). Einige ältere Mitglieder der Arbeitsgruppe erzählen, wie Westmeyer einst ätzend analytisch-zweiwertig-logisch daherkam und schlimme wissenschaftstheoretische Sachen schrieb. Wir schauen in den neuen Artikel und sind baff. Denn Hans Westmeyer zeigt am Beispiel der Persönlichkeitspsychologie, daß einiges, was die „alte“, moderne Psychologie getragen hat, nicht haltbar ist. So sagt er, daß „psychologisch definierte Begriffe“ „Konstruktionen einzelner psychologischer Wissenschaftler/Innen oder kleiner Gruppen derartiger Personen“ seien. Das heißt nix anderes, als daß psychologische Phänomene nicht „da draußen“ sind, sondern „sogenannte“. Damit werden Theorien schon mal an kommunale Systeme und Diskurse gebunden, was uns gut gefällt. Was heißt das? Das heißt, daß über eine „an der Erfahrung“ geprüfte Theorie nicht anhand der Beobachtung entschieden wird, sondern qua Konvention: „Die weitestgehend voraussetzungsfreie Erfassung dessen, was ist, erweist sich auch hier als Illusion.“ Am Beispiel der kulturspezifischen Diagnose psychischer Störungen zeigt Westmeyer, daß frau oder man nicht mit „Fakten“ aus einer solchen Beobachtung herauskommen kann, sondern bestenfalls mit „kokonstruierten Kodierstrukturen“. Daß diese nicht über das „Wesen“ oder die „Natur“ des jeweiligen psychologischen Phänomens Auskunft geben können, versteht sich schon fast von selbst, weil in einer an Indikatoren orientierten Beobachtung der Gegenstand der Beobachtung leider gar nicht vorkommt. Wir sind beeindruckt!

8.3.5 Unser Schlußwort zum Kritischen Rationalismus

Wir geraten zunehmend in eine Grundsatzdebatte über Sinn und Zweck des Kritischen Rationalismus. Wir schauen dazu in unsere Arbeitspapiere, die wir zur Sicherung unseres geistigen Wohlbefindens immer dabei haben. Eine sagt, wir sollten jetzt die leidige Angelegenheit mit dem Adeligen abschließen und unsere Kritikpunkte und Gedanken sammeln. Beifälliges Gemurmel. Wir denken, daß eine nähere Betrachtung des „Kritischen Rationalismus“ uns in den Stand versetzt, gelungene Aussagen über das Verhältnis von Theorie und Empirie in der modernen Psychologie machen zu können. Denn aus diesem Modell wurde die Leib-und-MagenWissenschaftstheorie aller naiven RealistInnen, da es ein wissenschaftliches Handeln vorschreibt, welches ohnehin am weitesten verbreitet ist: Naiver Empirismus! Moderne ForscherInnen, da sind wir uns alle einig, sind ganz offensichtlich einem unverfälschten naiven Realismus und Empirismus verpflichtet. Die Erkenntnistheorie des Naiven Realismus (oft auch freundlich „Positivismus“ genannt) führt ja direkt zur Wissenschaftstheorie des Naiven Empirismus (oft auch freundlich „Kritischer Rationalismus“ genannt): Es gibt eine Welt der Objekte, die von WissenschaftlerInnen objektiv beobachtet (entdeckt, festgehalten, gemessen etc.) werden kann (Naiver Repräsentationismus). Erfahrungen bilden die Wirklichkeit ab. Und woher weiß man/frau das? Die Begründung klingt oft so oder noch dümmmer: „Da die Welt der Objekte objektiv gegeben ist, sind auch empirische Daten objektiv gegeben!?“

Hier sind unsere Gedanken dazu:

Problem 1: Die empirische Testung von Hypothesen ist der theoretischen Strukturierung des Untersuchungsgegenstandes immer nachgeordnet. Die Hypothesentestung kann so immer nur das hervorbringen und wiederholen, was in der Theorie als relevanter Ausschnitt der Wirklichkeit vorher bestimmt wurde. Mit Hilfe bestätigter Hypothesen können wir so niemals sagen, wie relevant oder wesentlich eine Hypothese für den untersuchten Wirklichkeitsausschnitt tatsächlich ist. Der ganze Prozeß der kritisch-rationalistischen Hypothesenprüfung ist im Hinblick auf die in der Theorie vorgeschriebene Wirklichkeitssicht zirkulär bzw. tautologisch. Noch einmal: Die Logik der Hypothesentestung gibt keine Gewähr, daß eine bestätigte Theorie überhaupt irgendetwas mit der Wirklichkeit zu tun hat.

Problem 2: Mit Hilfe des Kritischen Rationalismus kann eine Theorie ihre Grenzen niemals überschreiten. Die Falsifikation von Hypothesen ermöglicht zwar, diese zu eliminieren; sie bringt

aber keinerlei konstruktive Kriterien mit sich, wie denn neue Hypothesen oder eine neue Theorie zu formulieren seien. Der kritisch-rationalistische Weg der Theorieprüfung kann so nicht zur Formulierung einer neuen Theorie beitragen. Poppers Wissenschaftstheorie – würde sie wirklich ernst genommen – ist nur eine Logik der Zerstörung von Theorien.

Problem 3: Der tatsächliche Vorgang der empirischen Prüfung von Hypothesen ist – ob schon er sich auf das Falsifikationsprinzip des Kritischen Rationalismus beruft – ausgesprochen bestätigungsfreundlich beschaffen. Die experimentellen Designtechniken, die Kontrolle von Störvariablen, kurz die Logik des Experimentes begünstigt den positiven Ausgang einer empirischen Prüfung. Da beim Variablenentesten in psychologischen Untersuchungen alle Bedingungen, die das Leben von Menschen ausmachen (also das biographische Gewordensein, der aktuelle soziale Lebenskontext, die aktuelle psychische Befindlichkeit etc.), ausgeschaltet werden, können sich die mit den theoretischen Dimensionen wissenschaftlich völlig beliebig herausgeschnittenen unabhängigen und abhängigen Variablen, auch wenn sie im eigentlichen Leben völlig unwesentlich und zufällig sind, meistens irgendwie durchsetzen und behaupten. Beispiel: Abgedunkelter Raum – eine Reaktionsmöglichkeit – Taste drücken oder nicht.

„So ähnlich sieht das auch der Herzog“, sagt eine. „Welcher Herzog?“, fragt ein anderer. „Der Walter Herzog in seinem Buch *Modell und Theorie in der Psychologie*.“ Beifälliges Gemurmel. Wir raffen uns noch einmal auf und ziehen folgende Schlußfolgerungen:

Fazit 1: Der „Erfolg“ einer Theorie ist keine Garantie dafür, daß sie tatsächlich die Wirklichkeit „abbildet“!

Fazit 2: Ein konkurrierender Vergleich zwischen verschiedenen empirisch gesicherten Theorien ist nicht möglich, da alle WissenschaftlerInnen unterschiedliche Begriffe verwenden und unterschiedlich operationalisieren.

Fazit 3: Eine Verbesserung der Prüfmethode wird diese Situation eben nicht verbessern!

Fazit 4: Der naiv-realistisch-empiristische Lehrsatz „Wir haben noch keine guten Theorien. Wir haben noch nicht alle relevanten Variablen. Wir haben noch nicht die richtigen Methoden: Aber wir sind auf dem richtigen Weg!“ ist schlicht und ergreifend: Unsinn.

Der Absturz des Kritischen Rationalismus zeigt sich in unseren Augen vor allem darin, daß der Prozess der zirkulären, d. h. rein theorieimmanenten Prüfung psychologischer Theorien zusammen mit der bestätigungsfreundlichen empirisch-experimentellen Forschungspraxis genau die Bedingung dafür schafft, daß einzelne Theorien zum einen inkompatibel und sich wechselseitig ausschließend einander gegenüberstehen und zum anderen trotzdem und gleichzeitig empirisch genügend abgesichert erscheinen können. Es gibt keinen zureichenden Grund dafür, sich zwischen verschiedenen Theorien aufgrund ihrer unterschiedlichen empirischen Belastetheit zu entscheiden, da von der „Empirie“ kein Weg zurück zur Theorie führt. Aus dieser Lage heraus besorgt der Kritische Rationalismus der Psychologie direkt ihren derzeitigen Status: Akkumulativer Fragmentarismus, Datenkakophonie, theoretische Beliebigkeit und Begriffsverwirrung.

8.4 Das Scientist-Practitioner-Modell

Auch im zweiten Stock des Elfenbeinturmes wurden uns Publikationen und Artikel mitgegeben. Da wir schon etwas müde vom Lesen und Denken sind, betrachten wir nur noch einen Sonderdruck aus einem Buch von Frederick Kanfer, Hans Reinecker und Dieter Schmelzer.

In einem Artikel über die Verankerung der Verhaltens- (bzw. Selbstmanagement-)therapie in der Grundlagenforschung stellen Kanfer et al. zunächst die praktische Anwendbarkeit von Theorien in Frage: Aus Theorien ließe sich nicht einfach eine Praxis ableiten, so Kanfer et al. Weil Theorien Idealisierungen enthielten, die in der Praxis nicht gegeben seien, müsse es etwas geben, was zwischen Ideal und Realität vermittele: Technologien nennen Kanfer et al. dieses Bindeglied. Während Theorien wahr sein wollten, brauchten Technologien bloß effektiv zu sein. Seltsame Züge bekommt dieses Modell,

wenn man oder frau danach fragt, wie denn das Effektivitäts-Kriterium für die Technologie-Ebene definiert sein soll. Kanfer et al. sprechen von „bedingten Wahrscheinlichkeiten“ und meinen damit nichts anderes, als daß für bestimmte (therapeutische) Fälle (sprich: Diagnosen, KlientInnen) mit bestimmter Wahrscheinlichkeit bestimmte Technologien (also Interventionsstrategien) in Frage kommen, d. h. wirksam und erfolgreich sein sollen. Das Problem dieses Kriteriums sehen sie natürlich auch: Man oder frau weiß ja gar nie genau, ob der einzelne, technologisch zu bewältigende Fall tatsächlich der Grundgesamtheit entstammt, für die die bedingten Wahrscheinlichkeiten berechnet wurden. Insofern ist das Kriterium „Effektivität“ auf eher fragwürdige Weise definiert. „Wissenschaftlich fundiert“ nennen Kanfer et al. dergestalt bewertete Technologien, die sie z. B. von magischen Riten abgrenzen, die zwar im Einzelfall effektiv sein könnten, aber einer wissenschaftlichen Grundlage entbehrten. Das klingt natürlich danach, als könne die wissenschaftliche Forschung generalisierbare, kontextunabhängige Standard-Technologien ausweisen. Der Irrgedanke dabei scheint uns zu sein, daß es überhaupt möglich sein soll, Einzelfälle vor dem Hintergrund von Grundgesamtheiten, sprich Populationen zu interpretieren und daraus Handlungsanweisungen abzuleiten. Da man die Population niemals zu fassen kriegt, ist das natürlich probabilistischer Unfug. Da sich der konkrete Fall und die Rahmenbedingungen gar niemals nie disaggregieren lassen, ist eine Bewertung von technologischer Effektivität anhand von Wahrscheinlichkeiten wahrscheinlich ziemlich blöd. Der Kontext einer praktischen Tat ist eben nicht hintergebar, es gibt ja keine Technologien im luftleeren Raum. Eine Effektivitätsprüfung findet immer in bestimmten Settings statt, und wie weit diese Settings einer wissenschaftlichen Fundierung bedürfen bzw. diese anstreben, bleibt unklar. Anders gesagt: Der Unterschied zwischen magischen Riten und evidenzbasierter Verhaltenstherapie ist vielleicht gar keiner!

Die Metapher von der Effektivität scheint uns vorrangig dazu zu dienen, eine Reflexion über den Kontext und die Handlungsbedingungen zu beenden und die Verantwortung für therapeutisches Tun an den dehnbaren Begriff der „Wahrscheinlichkeit“ zu delegieren. Das hat natürlich auch einen politischen Aspekt: Eine Technologie, die dergestalt dekontextualisiert, deindividualisiert und instrumentalisiert worden ist, sieht natürlich sehr seriös und sicher aus. Es läßt sich darüber sprechen wie über ein Werkzeug oder Medikament: Reizkonfrontation wird auf derselben Ebene besprechbar wie eine Antibiotikabehandlung oder eine Chemotherapie. Dieses technische Denken finden wir ja ziemlich eigenartig, um nicht zu sagen albern. Die latente Botschaft Kanfers und seiner Kollegen ist doch die: Wenn wir uns an der Forschung orientieren und wissenschaftliche Theorien als Leitern betrachten, mit denen wir am Technologieregal hochklettern können, um uns passende Techniken herauszunehmen, dann arbeiten wir kontrolliert und rational. Und dann sind wir mit großer Wahrscheinlichkeit näher dran an der Realität als diejenigen, die sich um die wissenschaftliche Fundierung nicht kümmern. Die unvermeidliche Spannung zwischen Theorie und Realität versuchen Kanfer et al. über das Technologie-Ventil abzuführen. Das Problem aber bleibt: Selbst wenn wir uns an Wahrscheinlichkeiten orientieren, wissen wir nichts darüber, in welchem Verhältnis Theorie und Realität zueinander stehen. Der Technologie-Begriff vernebelt bloß, daß eben keine feste Brücke über den Schlund zwischen Theorie und Praxis führt.

Um das technologische Denken nicht allzu weit zu treiben, führen Kanfer et al. gegen Ende ihres Artikels, zu unserer Überraschung, das künstlerisch-intuitive, empathisch-sensible Element an: Gute PraktikerInnen, so sagen sie, müssen auch „Menschenkennner“ sein. Damit haben sie auch die zweite der beiden Möglichkeiten umrissen, wie man oder frau die Spannung zwischen Theorie und Praxis reduzieren kann. Entweder man verläßt sich auf die Forschung und geht den technologischen Weg, oder frau verläßt sich auf die Intuition und geht den künstlerischen Weg. Doch Obacht, egal welcher Weg gewählt wird: Der Abgrund zwischen Theorie und Praxis bleibt!

Mit ihrem eher rationalistisch-technischen Verständnis von therapeutischem Handeln scheinen Kanfer et al. zunächst nur die Hegemonie des Wissenschaftssystems stabilisieren zu wollen. Mit der Rede von den „Menschenkennern“ nehmen sie einer möglichen Kritik an diesem kalten und männlichen Denken den Wind aus den Segeln. Man oder frau muß Technologien kennen und gleichzeitig KünstlerIn sein,

heißt es. Indes wir das sogar unterschreiben würden, haben wir die Theorien jedoch längst aus den Augen verloren. All diese Ungereimtheiten sind sogar (wir glaubens kaum!) den Autoren selbst aufgefallen. In der neuesten Ausgabe des Buches „Selbstmanagement-Therapie“ von 1996 ist das gesamte oben zitierte Kapitel, – – – na, was wohl? Ersatzlos gestrichen worden.

8.5 Hochglanz und Erschöpfung

Die Sonne steht jetzt direkt über dem Wäldchen hinter den Lavendelfeldern. Da das Essen in dieser Gegend erst auf den Tisch kommt, wenn die Sonne untergegangen ist, haben wir noch etwas Zeit, in die vielen professionell gestalteten Hochglanzprospekte, Broschüren und Folien zu sehen, die wir im 3. Stock mitnehmen durften. Eine liest schon seit einiger Zeit in dem Buch „Psychologische Theorien für Unternehmen“. Wir rufen uns einige Worte, die wir gerade lesen, zu: „Optimierungshindernisse, Opportunitätskostenprinzip, quantifizierbare Handlungskonsequenz, prospektive Wirkungsabschätzung, kalkulatorische Extremisierungsprinzipien, mittlere Ressourcendiskrepanz, Ressourcen-Allokations-Modell, Organisationsentwicklungsprozeß, entscheidungsvorbereitende Informationssammlung, egozentrische Wahrnehmungsverzerrung, abstraktes Kapitalvermehrungsprinzip, Kampfpotential, subjektiv-fehlender Veränderungsbedarf, Sicherung der Innovationskraft, Innovationswiderstände, Innovationshindernisse, humanistische Arbeitsstrukturierung, Identifikationsmanagement...“

Was ist denn hier los? Worum geht es denn da? Uns deutet, daß die spätkapitalistische, von Metaphysik und Rechtfertigungsdiskursen entkleidete Welt nur noch schamlose GeräuschemacherInnen gebrauchen kann, die mit Hilfe ihrer geklonten, mit Heißluft gefüllten Worte dafür sorgen, daß am Standort Deutschland nur noch geredet und nichts mehr gesagt wird, während gleichzeitig so getan wird, als werde etwas getan. Hier sind wohl die gefragt, die wissen, wie es geht, nicht jene, die danach fragen, was es soll und was es bedeutet.

Einige von uns schauen etwas traurig in die Welt. Auch blendet der Hochglanz der Broschüren unsere Augen stärker als die tiefstehende Sonne. Plötzlich sagt eine: „Wo die Sonne der Wissenschaft tief steht, werfen auch Zwerge lange Schatten!“ Wie befreit lachen wir auf, stehen dann auch auf, packen die ganze Lektüre ein und gehen langsam durch den prachtvollen Garten dem Restaurant entgegen. Als wir uns noch einmal umdrehen, schimmert der Elfenbeinturm gar wunderlich. Und manchmal sieht es so aus, als wäre er gar nicht da.

9 Resümee beim Diner

Wir betreten die Pforte des Restaurants, fragen nach einem größeren Tisch und werden durch das Restaurant in einen kleinen Garten geführt. Wir nehmen Platz und lehnen uns entspannt zurück. Ein anstrengender Tag war das! Eine tour de force durch das Wirken und Walten emsig-eifriger WissenschaftlerInnen liegt hinter uns. Erschöpft, wie wir nach dem stressigen „hin und her“ und „auf und ab“ nun sind, haben wir uns das Diner wohlverdient. Zum Glück entschädigt uns das gegenwärtige Panorama schon vorab für so manche erlittene Strapaze, schauen wir doch auf einen inneren Frieden stiftenden, tiefgrünen Weiher und sehen, wie ein Reiher behutsam zur Landung auf einer der kleinen Inseln ansetzt. Am Horizont beobachten wir einen wunderschönen Sonnenuntergang, der das Firmament purpurfarben erleuchtet und die Farbe der Lavendelfelder rätselhaft verfremdet. Die sanfte Brise eines urplötzlich aufkommenden, milden Sommerwindes trägt uns das Gezwitscher von Wasservögeln zu, welches uns mit seiner – man könnte anzunehmen versucht sein, eigens für uns komponierten – Polyphonie über die tagsüber erlebten Albernheiten hinwegzutrusten vermag. Kein Zweifel: Wir weilen im Idyll! Und schon erscheint ein freundlicher Mensch, reicht uns mehrere Menükarten und empfiehlt darüberhinaus einige Besonderheiten des Tages.

Verzückt stimmen wir den Empfehlungen des Kellners zu und freuen uns auf ein Resümee beim Diner. Und während wir da so sitzen und auf den ersten Gang warten, wird uns plötzlich klar, daß die grande

narration der Wissenschaft, die szientifische Metaerzählung, auf genau dem Modell fußt, das wir im ersten Stock des Elfenbeinturmes kennengelernt haben: Im Grunde soll die Wissenschaft elfenbeinern sein und eine dekontextualisierte Allwissenheit herbeizaubern. Praxis war jahrhundertlang nicht ihr Ding und ist es auch heute oft noch nicht. Doch das Turmleben im Erdgeschoß und im ersten Stock läßt sich im Angesichte eines wachsenden gesellschaftlichen Druckes nur noch schwer legitimieren und darum auch schwerlich unbeschwert leben. Aus dem Dilemma, gesellschaftlich Relevantes tun zu sollen und wissenschaftliche Forschung machen zu wollen, gibt es zwei Auswege. Zum einen das Leben im 2. Stock: Hier wird eine Grätschhaltung über der Empirie zwischen Theorie und Praxis einzunehmen versucht. Zum anderen das Leben im 3. Stock: Dort wird versucht, mit beiden Beinen auf dem festem Grund und Boden der Praxis zu stehen und mit langen Fingern in beliebigen, verscherbelbaren theoretischen Ansätzen herumzuplanschen und sich ein paar dicke, besonders prestigeträchtige Fische aus dem Ideengewässer herauszufangen. Was aus angesehenen Fanggründen stammt, läßt sich auch prima verkaufen. Wissenschaft als Selbstbedienungsladen für jungdynamische KarrieristInnen.

Der erste Gang wird serviert und wir denken gemeinsam darüber nach, daß die Metaerzählung über die Nützlichkeit theoretischen Wissens in den letzten 15 Jahren stark unter Beschuß geraten ist. Heute scheint es nur noch um ein Wissen zu gehen, das in einer Art Instant-Prozeß sofort der Praxis schmackhaft gemacht werden kann. Manchmal denken wir, daß jegliche Form der Abstraktion und Generalisierung (als Urquell theoretischen Denkens und Philosophierens) zunehmend als überflüssig und wertlos angesehen wird. Nützlich ist heute, was in einem eingeschränkten Haupt- und Nebenwirkungsmodell funktioniert. Der Satz: „Hauptsache, es bringt was für die Praxis!“ erinnert uns stark an „Wenn wir’s nicht machen, macht’s ein anderer!“ Keine schönen Aussichten.

Während der zweite Gang serviert wird, dämmert uns langsam, daß unsere Erlebnisse im Turm doch wohl hauptsächlich einen Unterschied stark strapaziert haben, nämlich den zwischen qualitativer und quantitativer Forschung. Werfen wir den Blick zurück ins Erdgeschoß, so werden wir an einen reinen Geistesmenschen erinnert, der sich ganz und gar der Theorie verschrieben hat, ja für den jegliche Form der Praxis einer Art „Verbrechen“ gleichkommt. Der Prozeß der Menschwerdung, an dem er tagtäglich mühsam arbeitet, nimmt für ihn insofern kein Ende, als daß er – bedingt durch sein Interesse an Kunst und Literatur – mit seinem Gegenstand innig verschmolzen permanent von neuen einzigartigen Erkenntnissen überwältigt wird. Insofern er sich stets darum bemüht, eine ästhetische Existenz zu verwirklichen, erscheint er uns als ein Advokat qualitativen Denkens.

Im 1. Stock hingegen regiert Morbus „Zahl“. Was nicht quantifiziert werden kann, existiert nicht. Die Wissenschaft hat sich dort ganz dem quantitativen Denken ausgeliefert und betreibt bedingungslose Empirie, bisweilen sogar ohne Praxisbezug. Nur im Sonderbereich, in dem die gesellschaftspolitisch angesagten Themen verhackstückt werden, sieht man sich einem direkteren gesellschaftlichen Legitimationsdruck ausgesetzt. Schließlich erwarten die Sonderauftragsgeber letztlich doch handfeste Resultate und dies vor allem dann, wenn die „Auftragsverjährungsfristen“ lang sind.

Im 2. Stock sieht es schon ganz anders aus, denn hier ist es eh egal, ob qualitativ oder quantitativ gedacht und geforscht wird, zumal wir auf dieser Etage uns des Eindrucks nicht erwehren konnten, daß dort niemand so genau weiß, wo die Methoden denn nun herkommen, die dort anwendungsbezogen angewandt werden.

Im 3. Stock scheinen alle Unterscheidungen, die bisher in den Wissenschaften eine wichtige Rolle spielten, kollabiert zu sein. Was zählt ist das Erledigen von Aufträgen. Deshalb mutet es uns fast schon als in der „Natur der Sache liegend“ an, wenn die quantitative Methodologie hier ebenso dominiert, wie im 1. Stock, da sich mit ihrer Hilfe in kürzester Zeit besonders viel beweisen läßt. Das Preis-Leistungsverhältnis muß schließlich und endlich stimmen. Sonst nichts.

Wir beschließen, an diesem Abend nicht mehr über Theorie, Empirie und Praxis zu sprechen, sondern uns dem wohlmundenden Essen, den schmeichelnden Weinen, den Sinnen, dem Sinnen, dem Leben also zuzuwenden.

Teil IV: Theorie und Praxis – Ein Modell

Geneigte Leserin, geneigter Leser! Sind Sie noch da? Wird Ihnen der holprige Weg zwischen Theorie und Praxis langsam zu lang? Oder zu eng? Oder zu dunkel? Keine Bange, im kommenden Kapitel werden wir nicht noch einmal zurückgehen und auch nicht stehenbleiben. Wir werden, gemeinsam mit Ihnen, den Weg zu Ende gehen und Zuflucht finden vor der monumentalen Antinomie von Theorie und Praxis; unser Denken und Erwägen wird eine Heimstatt erfahren, das Zagen und Zweifeln ein Ende haben. Geneigte Leserin, geneigter Leser: Herzlich Willkommen zu unserem Irritationsmodell!

10 Unser Irritationsmodell

Wir haben allerhand aufgehäuft, bisher. Wir haben unsere rauchenden Köpfe zwischen die sich rasch und rauschend drehenden Begriffe Theorie und Praxis gehalten und sind kräftig abgebürstet worden. Dabei sind wir einigemal diesen beiden rotierenden Worten erlegen, haben uns den Reifikationen ergeben und aus den Augen verloren, daß die Unterscheidung von Theorie und Praxis stets Konstruktion, Erfindung, Artefakt des sozialen Sprachgebrauchs ist, und daß es „die“ Theorie, „die“ Praxis selbstverständlich so nicht gibt. Manchmal haben wir so getan, „als ob“ es in der Welt da draußen etwas gäbe, das diesen Begriffen entspricht. Als KonstruktivistInnen wissen wir aber, daß es keinen guten Grund für die Annahme gibt, daß dem so wäre. Daher haben wir uns immer wieder zu fieseligen Wortklaubereien emporschwingen müssen, zu genauen Betrachtungen des sozialen Gebrauchs der Worte Theorie und Praxis.

Wahrscheinlich sind auch Sie, geneigter Leser und geneigte Leserin, im Verlaufe der Lektüre dieses Papiers zu der Ahnung gelangt, daß es aus der soziokulturellen Antinomie von Theorie und Praxis und den mit dieser Unterscheidung verknüpften Sprachspielen kein Entrinnen und Entkommen gibt. Kaum eine Dichotomie ist so solide wie diese. Kaum eine Unterscheidung ist sprachlich so prominent, kaum ein Wortpaar läßt sich so gut instrumentalisieren. „Theorie und Praxis“, das erscheint beinahe wie ein aneinandergewachsenes Zwillingsspaar. Wird das eine aufgerufen, erhebt sich notwendig auch das andere von seinem Platz, kommt die Rede auf das eine, spricht das andere schon dazwischen. Einerseits vertragen sich die beiden nicht miteinander, andererseits halten sie's ohne einander auch nicht aus. Ein symbiotisches Pärchen ist das. Theorie und Praxis irritieren sich stets gegenseitig, und zwar heftig und turbulent, entweder produktiv oder zerstörerisch, entweder in inniger Umarmung oder mit verbissenem Widerstand. Die bemühten Versuche, die Spannung in diesem Verhältnis durch diskursive Ventile abzuführen, haben entweder ein Verwischen und Verschwimmen dieser Unterscheidung zur Folge, etwa durch plumpe Eheschließung der beiden Begriffe, oder sie führen zu einem einäugigen Fokussieren auf nur eines von beiden. In beiden Fällen entkommt man oder frau der Unterscheidung nur dadurch, daß man oder frau sie aufgibt. Davon aber distanzieren wir uns. Und abgrenzen möchten wir uns auch von jedweden Verwässerungsbemühungen, sowohl zugunsten der schieren Theorie, als auch zugunsten der schieren Praxis, als auch zugunsten einer scheinbar harmonischen Einheit der beiden.

Um es jetzt endgültig, abschließend und ganz klar zu sagen: Da schon das schiere Wahrnehmen, d. h. das Unterscheiden und Bezeichnen, der Sprache von Kommune und Kultur entsteigt und im Spielraum der Überlieferung siedelnd sich vom Angestammten nährt, ist Erkennen prinzipiell ein Wiedererkennen. Da Unterschiede sprachlich beschieden werden, ist jede Wahrnehmung bereits Theorie. Und man (und auch frau) kann nicht keine Theorie haben. Wir sehen und unterscheiden, sagen wir mal, schwarz und weiß, wie selbstverständlich, bequem, ja schwerelos. Doch durch diese eine, einfache Unterscheidung stehen wir augenblicklich im Schein verschiedener Spiele der Sprache, hier z. B. der Sprache, die sich mit Farben befaßt. Und in diesem einen Augenblick schwingen alle anderen Farben ganz leise mit, so wie sämtliche Saiten eines Klaviers resonieren, wenn wir nur eine Taste, eine schwarze oder weiße, anschlagen. Und nicht nur dies: Die gesamte Idee der Musik klingt an, die ganze Kultur des Hörens und Gehörtwerdens, der Raum, die Zeit, die Rede. Durch die Rede hindurch hören

wir zwei Töne und erkennen die Musik, durch die Rede hindurch sehen wir schwarz und weiß und erkennen die Farben. Die Rede aber ist stets Theorie. Aber das ist noch nicht alles. Denn schon indem wir unterscheiden und bezeichnen, handeln wir. Und frau (und man) kann nicht nicht handeln. Nun, geneigte Leserin, geneigter Leser, werden wir das lang geahnte, durch unser beherztes Entzweien und Trennen und Scheiden fast schon unsichtbar gewordene, schwarz auf weiß ganz und gar offenbaren. Daß nämlich, erstens: Jede Idee, jeder Gedanke, jede Rede, kurz jede Theorie Handlungskonsequenzen, Folgen und Auswirkungen auf die Praxis hat. Und zweitens: Daß jede Praxis, jede Handlung, jede Tat sich auswirkt auf das Denken, die Ideen, die Theorie. Dieses Zwiegestrick ist eine Urstruktur. Da gibt es kein Entgehn.

Nun werden Sie sich fragen, welche Position *wir* bevorzugen in diesem ewigwährenden Widerspiel. Tja, gealtert und abgeklärt, wie wir inzwischen sind, nehmen wir natürlich eine Metaposition ein. Statt auf einer der beiden Seiten, stehen wir über den Dingen. Im allgemeinen, und das haben wir ja nun detailfreudig genug vorgeführt, wird in Alltag und Wissenschaft auf beiden Seiten vehement gekämpft. Treten Theorie und Praxis in den Diskurs, so lautet die alles Denken und Handeln überschattende Frage, welche der beiden Seiten denn recht habe. Und die Antwort ist zumeist eine Frage der Macht, wie es überhaupt eine Machtfrage ist, welche sozialen Konstruktionen der einen oder anderen Seite der Unterscheidung zugeordnet werden. Doch wo das Kriegerische der Macht ins Spiel kommt, da schrecken wir auf und rufen: „Obacht, Einhalt, Vorbehalt!“ (Auf unsere spezifischen, konstruktivistischen Überlegungen zum Thema „Macht“ können wir an dieser Stelle jedoch nur hinweisen. Die geneigten LeserInnen, die sich davon ein Bild machen wollen, mögen dazu unsere Arbeitspapiere Nr. 5 und vor allem Nr. 9 zur Hand nehmen.)

Die Metaposition, die wir als soziale KonstruktivistInnen im Diskurs über Theorie und Praxis einnehmen, nennen wir das „Bochumer Irritationsmodell“. Es handelt sich dabei um ein geprüftes, absolut zuverlässiges, theoretisch fundiertes und praxisgetestetes Denk- und Handlungsmodell von bleibendem Wert, das sich in jeder Lebenslage bestens bewährt. Was besagt das Irritationsmodell? Also, wir schlagen vor, das Verhältnis von Theorie und Praxis und unsere eigene Position bezüglich dieses Pärchens stets so zu bestimmen, daß wir uns jeweils auf die Seite der Unterscheidung stellen, die imstande ist, die andere in ihrem wirklichkeitsstiftenden Wirken zu irritieren. Auf der Metaebene werden wir damit zu einem „Chamäleon“, das immer dann die Farbe der „schwachen“ Seite der Unterscheidung annimmt, wenn die „starke“ Seite den Sieg davonzutragen scheint! Damit unterscheiden wir uns aufs deutlichste von den im Kapitel 4 skizzierten Wendehälsen, die sich stets dort niederlassen, wo die Macht singt und lacht. Uns aber geht es darum, unser Standbein (und Spielbein) jeweils zugunsten der schwächeren Seite zu wechseln, damit sich stets neue Möglichkeiten eröffnen, und die Unterscheidung nicht zur bleibenden Wirklichkeit gerinnen kann. Falls Sie sich nun, geneigte LeserInnen, fragen, woran man denn erkennen kann, welche Seite der Unterscheidung die jeweils „schwächere“ ist, so erlauben wir uns, nochmals auf unsere Arbeitspapiere Nr. 5 und Nr. 9 zu verweisen. Wir halten die Möglichkeit der Irritation für den eigentlichen Reiz und Gewinn der Beziehung von Theorie und Praxis und sehen unsere höhere Bestimmung darin, zu solchen Irritationen beizutragen, wo immer wir können. Um es mit einem Worte Henri Bergsons zu sagen: „Denke als Handelnder und handle als Denkender.“

Unser Irritationsmodell gründet so auf einer Metaposition, die stets beiden Seiten der Unterscheidung von Theorie und Praxis gewahr zu sein versucht und vom „Als-ob“-Charakter des Unterscheidens weiß. Irritation heißt dann, daß die beiden Seiten der Unterscheidung aufrechterhalten bleiben und daß es nur eine Interaktion zwischen beiden geben kann, jedoch keine differenzreduzierende Vermengung. Dementsprechend halten wir es auch nicht für möglich, eine Theorie direkt in eine Praxis „umzusetzen“, so als bilde sich das eine im andern ab. Andererseits läßt sich eine Theorie auch nicht „wirklich“ aus praktischen Erfahrung gewinnen oder an Erfahrungen überprüfen. Man oder frau kann also bestenfalls so tun, „als ob“ eine Praxis auf einer Theorie basierte, und frau oder man kann auch so tun, „als ob“ eine Theorie an der Praxis geprüft werde. Dieses Als-Ob öffnet das Fensterchen zur Re-

flexion, das heißt zur Irritation. Ob die Theorie der Praxis vorausgeht oder nachfolgt, ist dabei ebenso egal wie das Verhältnis, in dem die beiden zueinander stehen. Das Wort Theorie fungiert vielmehr als Signalleuchte, die in der Praxis Reflexion auslösen soll und einen Diskurs über Implikationen und Konsequenzen einer bestimmten Handlungs- oder Redeweise anregen kann und umgekehrt.

So will unser Irritationmodell als Metasprachspiel mit dem Ideal des irritierenden „Als ob“ letztendlich bloß auf eines hinaus: Auf Reflexion. Reflexion über das Verhältnis von Theorie und Praxis heißt hier: Die parteische Verstörung der je kontextuell „stärkeren“ Seite der Unterscheidung (auch und gerade, wenn wir selbst ihr anheimzufallen drohen) und die gleichzeitige Unterstützung der je kontextuell „schwächeren“ Seite. Wenn es in sozialen Gemengelagen etwas gibt, welches im Nachhinein als „Macht“ bezeichnet wird, wenn Menschen also Skripte aufführen, die von anderen Beteiligten eingeräumt und hingenommen werden, wenn somit in einem sozialen Diskurs eine Seite („Theorie“ oder „Praxis“) zu „gewinnen“ droht, dann kann es nur eines geben: Die Unterschiede, die die jeweils stärkere Seite eingeführt hat, zu stören und zu verstören, und die Unterscheidungen, die die jeweils schwächere Seite vertritt, zu stützen und zu stärken. Sollte danach ein neues Ungleichgewicht entstehen, fangen wir wieder von vorne an. Nur andersrum.

Epilog

In einer leicht heruntergekommenen griechischen Imbißbude, kurz vor Ladenschluß. Im Hintergrund griechische Schlagermusik mit deutlichen Gleichlaufschwankungen. Die beiden letzten Gäste an diesem Abend sind Epimetheus und Prometheus, das ungleiche Brüderpaar. Sie sitzen gemeinsam an einem Tisch, jener grau und ausgemergelt, ein Stapel Suhrkamp-Taschenbücher vor sich, dieser mit einem Pflaster über der linken Augenbraue und angetrockneten Tonresten auf der Kleidung. Vor ihnen stehen leergegessene Teller, eine Flasche Metaxa und zwei verdächtig große Gläser. Eine zierliche, rothaarige Frau räumt hinter der Theke auf: Toxis.

Prometheus: (mit einem Seitenblick auf Toxis) Dafür, daß sie aus Ton gemacht ist, finde ich sie eigentlich ganz gut gelungen.

Epimetheus: (blickt von seinem Glas auf und wechselt einen kurzen Blick mit Toxis) Ja, ja, gewiß doch, unsterblicher Titan. Doch ist der Leichtsinns nicht zu leugnen, dem du sie verdankst. Weiß man, was sie heute tut, so kann es morgen schon ganz anders sein.

Prometheus: (lächelt Toxis an) Beredter Bruder, du sprichst wahr. Eine stete, ruhige Flamme ist sie nicht. Gleich der flackernden Lohe geht sie mit dem Wind und niemand vermag, sie in den Bann zu schlagen. *(Leise)* Ob sie je erwachsen wird?

Epimetheus: Du hast wohl vieles nicht bedacht, tatenfroher Bruder, als du die Menschen schufest. So fürchte ich, daß die von dir aus Ton Gebrannten eines Tags versehentlich die ganze Welt entzünden.

Prometheus: Du übertreibst! Nur das ein oder andere Flämmchen schuf ich, mich beizeiten dran zu wärmen.

Toxis, die die ganze Zeit über zuhört, blickt hinter der Theke auf und sieht die beiden Brüder kurz an.

Epimetheus: Ach, Prometheus, schiere Taten, unbedacht! Und ob nicht eines Tages doch ein Weltenbrand...

Prometheus: Was schimpfst du denn schon wieder? Teurer Bruder, halte ein! Sage doch, was du gemacht in all den Zeiten?

Epimetheus: Gedacht, geschimpft, gescholten. Wenn ich nicht schimpfe, schimpft kein anderer! Ich verlöre mein Gesicht, schält' ich deine Taten nicht.

Prometheus: (Pause) Tja, da hast du recht. Auch ich würde in tiefen Zweifeln sein, riefest du nicht mahnend in mein Tun hinein. So ich handelnd Taten fröne, haderst du. So du denkend dem Geiste frönst, hadere ich! *(Er schenkt beiden aus der Metaxa-Flasche nach)* Das muß so sein.

Epimetheus: Ja, so ist es wohl, daß wir, wie soll ich sagen, ...

Prometheus: ...uns mögen! *(Er schlägt Epimetheus kumpelhaft auf die Schulter, so daß dieser erschrocken zusammenzuckt)*

Epimetheus: Nein, nein, das ist es nicht, wonach ich sann. Ich meinte mehr so eine Art von unausweichlichem Verbundensein...

Prometheus: ...ein Aufeinander-Angewiesen-Sein?

Epimetheus: Ja, das ist beinahe schon das rechte Wort.

Prometheus: Nun, beredter Bruder, den Gedanken, der uns eint, so recht in Worte fassen, das kannst nur du!

Epimetheus: Ich meine so etwas wie...

Toxis: (ist in der Zwischenzeit hinter der Theke hervorgekommen und hat die wenigen Stühle hochgestellt. Sie tritt nun – mit einem seltsamen blauen Heft in der Hand – zu den beiden Brüdern an den Tisch.)

Also paßt mal auf, ihr beiden Titanen. Nach über zweitausend Jahren Zoff wär' es doch langsam an der Zeit, daß ihr mal zu einer Einigung kommt, oder?

Prometheus: Ja, Toxis, das versuchten wir soeben, doch fehlt uns noch ein trefflicher Begriff, der unseren Zwist beenden kann...

Epimetheus: Toxis, du hast recht. So kann es nicht bleiben. Ich dachte an ein Wort, das den tatenfrohen, beherzten Bruder mit dem beredten, bedachtsamen Bruder verbindet...

Toxis: Ihr beide braucht ein Zauberwort?

Prometheus und Epimetheus: (gleichzeitig) Ja!

Toxis: Ich glaub, da weiß ich eins.

Prometheus und Epimetheus: (gleichzeitig) Welches denn?

Toxis: (wirft ein Exemplar des Arbeitspapiers Nr. 13 der Bochumer Arbeitsgruppe auf den Tisch) Lest das! Darin wird euer Problem genau beschrieben.

Prometheus: (der sogleich die Seite vier des Arbeitspapiers aufgeschlagen hat, liest leise murmelnd vor sich hin) „O, beherzter Bruder, du! Sei begrüßt, unsterblicher Titan. Heimgefunden hast du, wie ich sehe, aus den Ebenen Böötiens. Doch sage mir, ...“

Epimetheus: Huch! Das sind ja meine Worte!

Toxis: Das habe ich ja gerade gesagt. In diesem Papier steht alles bereits geschrieben, was ihr jemals zu eurem Lieblingsdauerstreithema gesagt habt und noch sagen werdet.

Epimetheus: Prometheus, so schlage doch das Ende auf und lies das Zauberwort uns vor.

Prometheus: (blättert eine Weile und liest dann) „Wir schlagen vor, das Verhältnis von Theorie und Praxis... stets so zu bestimmen, daß wir uns jeweils auf die Seite der Unterscheidung stellen, die imstande ist, die andere in ihrem wirklichkeitsstiftenden Wirken zu irritieren.“ (Schaut auf, lächelt) Irritation?

Epimetheus: Irritation?

Toxis: Irritation!

Die beiden Titanen schauen sich an. Dann sieht es auf einmal so aus, als ginge ihnen ein Licht auf.

Toxis: Fritz Mauthner hat mal gesagt, daß das Denken nicht zur Ruhe kommt, bevor es nicht zu Worte gekommen ist. So – und jetzt ist Schluß hier. Seht zu, daß auch ihr zur Ruhe kommt.

Während Toxis den Tisch abräumt, gehen die beiden Titanen aufrecht, aber leicht angeschlagen, zur Tür. Dort angekommen drehen sie sich um und nicken Toxis noch einmal zu. Als sie draußen sind, löscht Toxis das Licht und schließt hinter ihnen ab. Eine Weile noch bleibt sie am dunklen Fenster stehen und blickt den beiden ungleichen Brüdern nach, die langsam, Arm in Arm, die Straße hinunterschlendern und offensichtlich in einen neuen Disput geraten sind.

Toxis: (lächelnd) Titanen. (Kopfschüttelnd) Die und Titanen!

Literatur

- DORSCH, Friedrich (1963): *Psychologisches Wörterbuch*. – 7. Aufl. – Hamburg : Meiner
- EBERHARD, Kurt (1987): *Einführung in die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie : Geschichte und Praxis der konkurrierenden Erkenntniswege*. – Stuttgart : Kohlhammer
- FOPPA, Klaus (1984): *Operationalisierung und der empirische Gehalt psychologischer Theorien*. In: *Psychologische Beiträge*. – Bd. 26, S. 539–551
- GUMMERSBACH, Walter (1986): *Psychologie in Deutschland seit 1945*. – In: REXILIUS, G. ; GRUBITZSCH, S. (Hrsg.) *Psychologie : Theorien – Methoden – Arbeitsfelder ; Ein Grundkurs*. – Reinbek bei Hamburg : Rowohlt. – S. 599–619
- HERRMANN, Theo (1977): *Psychologie und das kritisch-pluralistische Wissenschaftsprogramm*. – In: SCHNEEWIND, K. A. (Hrsg.): *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*. – München : Reinhardt. – S. 55–69
- HERZOG, Walter (1984): *Modell und Theorie in der Psychologie*. – Göttingen : Hogrefe
- KANFER, Frederick ; REINECKER, Hans ; SCHMELZER, Dieter (1990): *Selbstmanagement-Therapie : ein Lehrbuch für die klinische Praxis*. – 2. Aufl. (1996) – Berlin : Springer
- POPPER, Karl (1969): *Logik der Forschung*. – 3. Aufl. – Tübingen : Mohr
- POPPER, Karl (1970): *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. – 2 Bände. – 1 *Der Zauber Platons*. – 2 *Falsche Propheten : Hegel, Marx und die Folgen*. – 2. Aufl. – München : Francke
- STEYER, Rolf ; EID, Michael (1993): *Messen und Testen*. – Berlin: Springer
- VINNAI, Gerhard (1993): *Die Austreibung der Kritik aus der Wissenschaft : Psychologie im Universitätsbetrieb*. – Frankfurt am Main: Campus
- WESTMEYER, Hans (1994): *Persönlichkeitspsychologie zwischen Realismus und Konstruktivismus*. – In: Bericht über den 39. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg. – Göttingen : Hogrefe. – S. 748–753
- WOTTAWA, Heinrich ; GLUMINSKI, Iris (1995): *Psychologische Theorien für Unternehmen*. – Göttingen: Hogrefe

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

In der Reihe „Arbeitspapiere“:

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische Forschungsperspektive für die Psychologie**
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten und auch zu fragen wagten**
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**
(1. Fassung: Juni 2009)

In der Reihe „Bochumer Berichte“:

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkonzeptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**
(März 2001)
- Heft Nr. 6: Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur: J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)